Die

Passauer in Prag.

Historischer Roman

von

Dr. G. E. Haas.

Erster Theil.

Wien.

H. Markgraf & Comp.

1862.

Inhalt.

Die Passauer in Prag.

1.

In Prag gibt es eine Gasse, welche Jahr aus Jahr ein von Hammerschlägen wiederschallt. Diese enge, krumme, schmutzige Straße, deren Häuser zumeist auf hohes Alter schließen lassen, sah vor zweihundert und fünfzig Jahren gerade so aus als heute. Wir sprechen, wie der mit den Prager Localverhältnissen bekannte Leser leicht errathen haben wird, von der „Plattnergasse,“ welche in Bezug auf den beständigen Lärm die geräuschvollste, in Bezug auf Wagengerassel und Spaziergänger dagegen unstreitig stillste Straße der ganzen Altstadt gewesen und wohl noch heute ist.

Die Ecke der Plattnergasse bildet ein alterthümlich aussehendes Haus, dessen Erdgeschoß nach der Straße zu einen Laubengang bildet; es ist dies das Haus „zum steinernen Rössel.“ Die fünf Fenster der Hauptfronte gehen, wie sich Jedermann überzeugen kann,

nach dem Leonardi-Platze, während die sechs anderen sich nach der Plattnergasse öffnen.

Aus einem Fenster dieses Hauses lehnte sich am Morgen des 2. März im Jahre 1611 ein kleiner, dicker Mann, der mit einem Schurzfell bekleidet war, das ihm von der Brust bis an die Knöchel reichte; das Fell war augenscheinlich noch wenig benützt worden, denn es sah wie neu aus, das zimmtfarbene Wams, welches durch das Schurzfell geschont werden sollte, schimmerte im Glanz der Neuheit, und der steife Ringkragen stand im grellsten Gegensatze zu den gewöhnlichen Anzeichen des Gewerbestandes.

Der kleine, dicke, und setzen wir immerhin hinzu, alte Mann trug auf den breiten mächtigen Schultern einen kleinen Kopf, dessen blaue Augen ehrlich und lustig zugleich in die Welt schauten, während der etwas breite Mund beim Sprechen zwei Reihen Zähne entdecken ließ, um die ihn ein Crokodil beneiden konnte. Der kleine, alte, dicke Mann war ein angesehener Bürger der Altstadt Prag's, hieß Caspar Hummel, hatte Weib und Kind, nannte das Haus „zum steinernen Rössel" sein eigen, und betrieb das Kupferschmiedhandwerk.

Nachdem wir eine Art Nationale unseres ehrchen Altbürgers abgegeben, wird es uns wohl auch

gestattet sein, eine andere Figur zu zeichnen, die sich noch viel weiter aus dem Fenster des gegenüberstehenden Hauses lehnt und augenscheinlich im Begriffe steht, mit dem Kupferschmied eine Unterredung anzuknüpfen. Der Nachbar „zum Frosch" ist ein langer, hagerer, knochiger Mann, der in ein weites graufärbiges Oberkleid gehüllt ist und den Kopf mit einem Tuch in Form eines Turbans umwunden trägt. Das Gesicht ist länglich schmal, die Stirne von zahlreichen Falten durchzogen, die Nase wie ein Messerrücken dünn und scharf, das Auge grau und lebhaft, der Körper in fortwährender Bewegung, so daß der Zipfel des weißen Tuches, das statt einer Schlafhaube dient, unaufhörlich hin- und herbaumelt.

„Guten Morgen," rief der kleine Dicke über die Straße und öffnete den Mund zum Gähnen, daß sein Haifisch ähnliches Gebiß zum Vorschein kam, „guten Morgen Meister Tobias, gut geschlafen?"

„So, so," gab der Angeredete zu verstehen, indem er seinen langen, langen Arm streckte.

„Ich träumte heute Nacht vom Teufel."

„O, das ist gut, vortrefflich!" sagte der Nachbar, sein langes Gesicht durch ein halbes Oeffnen des Mundes noch verlängernd. „Wenn ich nur auch einmal vom Teufel träumen könnte!"

„Daß Ihr es nicht könnt, kommt wohl daher, weil Ihr nicht verheiratet seid.“

„Ihr wollt damit doch nicht sagen?“

„Ich will damit gar nichts sagen, als, daß ich im Junggesellenstande nie vom Teufel träumte; es war dies das erstemal der Fall, als ich meine Katharina Brigitte zum Altare führte.“

„Was Ihr da redet ist ja schauderhaft!“

„Ich finde nichts Schauderhaftes daran.“

„Euere Frau mit dem Teufel in Verbindung zu bringen!“

„Ihr mißversteht mich ganz und gar.“

Der lange, hagere, knochige Mann, den wir Meister Tobias nennen und der mit dem vollen Namen Tobias Widtmann hieß, machte sich eben fertig, seine Ansicht nach allen Seiten hin zu beleuchten, als ein Reiter in raschem Trabe durch die Straße hin galoppirte; der Reiter war über und über mit Staub bedeckt. Die Augen der beiden Nachbarn folgten dem Manne.

Plötzlich rief Caspar Hummel, der an das nach der Plattnergasse zu sehende Fenster getreten war: „Er liegt.“

„Wer? was?“ frug der Nachbar, der nicht so gut sehen konnte.

„Nun, der Courier.“

„Ihr meint, daß es ein Courier sei?“

„Ich dächte doch; — Teufel, Teufel! er kann nicht unter dem Pferd hervor.“

„Hilft ihm denn Niemand?“

„Ei, die Kerle sind in ihr Hämmern und Schlagen zu sehr vertieft.“

„Das ist sehr schlimm.“ — Widtmann kniff dabei die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es läßt sich gut machen, gehen wir.“

„Aber ich bin im Schlafrock!“

„Das Pferd wird nicht schauen.“

„Aber der Mann, der Courier?“

„Dem wird es gleichgiltig sein, ob der, der ihn aus der Patsche zieht, einen Schlafrock an hat oder eine Sammtrobe.“

In demselben Augenblicke verschwanden die beiden alten Männer vom Fenster; wir können sie dreißig bis vierzig Schritte abwärts der Straße damit beschäftigt sehen, den Reiter, welcher unter dem Leib des Pferdes lag, hervorzuarbeiten. Das Pferd rührte sich nicht, aus den Nüstern tropfte Schaum mit Blut vermischt, — das arme Thier war todt. Der Ritt hätte jedes Pferd der Welt getödtet; der Reiter hatte sechs deutsche Meilen, ohne anzuhalten, in rasendem Galopp zurückgelegt. Als der Mann unter dem Pferd hervorgezogen war,

zeigte es sich, daß er sehr blaß aussah, den einen Fuß nur mühsam bewegen und sich selbst kaum aufrecht erhalten konnte. Der kleine, dicke Mann stützte ihn zur Rechten, der lange, hagere zur Linken; endlich warf der Kupferschmied die sehr triftige Frage auf: „Was thun?“ Diese Frage weckte aber den Reiter zugleich aus seiner Erstarrung; er rief, indem er heftig gesticulirte: „Um Gottes Willen ein Pferd!“ und als die beiden Männer einen Augenblick unschlüssig zögerten, schrie er: „aber sogleich, ohne Verzug, ohne den geringsten Zeitverlust.“

Hummel erlaubte sich die Bemerkung, daß es vielleicht besser wäre, zuvor einen Schluck Wein zu sich zu nehmen.

Dieser wohlgemeinte Vorschlag versetzte den eilfertigen Mann in Wuth, er schlug mit seiner Reitpeitsche auf seine hohen Reiterstiefel, und schwor bei allen Heiligen des katholischen Kalenders, daß er ohne Aufenthalt fort müsse, ja er machte seine wackeren Retter mit ihren Köpfen verantwortlich, ihm nicht an der Fortsetzung seiner Reise hinderlich zu sein.

Das schien aber unserem braven Kupferschmied zu viel, er sagte daher mit erhöhter Stimme: „Es fällt uns nicht im Schlafe ein Euch aufzuhalten, und hiemit Gott befohlen.“ Widtmann, der ganz gleicher Meinung zu sein schien, wiederholte das „Gott befohlen,“ und

lächelte dem Reiter so freundlich zu, daß dieser in Wuth gerieth, die Hand des hageren Mannes faßte und sie wie in einem Schraubstock preßte. „Was haben Sie denn nur, Sie närrischer Mann?“ rief der Hagere, der lieber vor Schmerz geschrieen hätte.

„Ich habe leider nichts und möchte ein Pferd haben; höret Ihr, Mann, ein Pferd, aber auf der Stelle, oder ich rüttle Euch die Seele aus dem Leibe.“ Dabei machte der Fremde Miene, seine Drohung sogleich in Ausführung zu bringen. „So laßt mich nur einmal los,“ entgegnete der zitternde Bürger, „denn wenn Ihr mich noch so heftig rüttelt, wird Euch das noch immer kein Pferd zur Stelle schaffen.“

In demselben Augenblicke ritt ein barfüssiger Bursche ein Pferd durch die Gasse, das augenscheinlich ein Zugthier war, aber dick wie ein gemästetes Schwein, hatte es auch in Rücksicht auf die Mähne Aehnlichkeit mit dem Rüsselthier, indem die Mähnenhaare des schmutzig-grauen Thieres den Borsten glichen, welche vom Rückgrat des Schweines abstehen, nur daß sie zahlreicher und länger waren.

„Da, da ist ein Pferd!“ rief Widtmann in seiner Herzensangst.

„Was fällt Euch ein, der Herr wird diese Mähre besteigen!“ entgegnete der Kupferschmied.

„Er wird es, er wird es," sagte der Reiter mit funkelnden Augen und rief dem Burschen, mit einer an's Befehlen gewöhnten Stimme zu, abzusteigen.

Der Bube, welcher das Pferd zur Schwemme in den Fluß reiten wollte, begnügte sich dem Herrn eine Fratze zu schneiden und das Thier, das er einen Augenblick angehalten hatte, wieder in Bewegung zu setzen. Jetzt verlor aber der Fremde die Geduld; obgleich er am rechten Bein hinkte, eilte er doch dem Pferde zu, faßte das Pferd mit der einen Hand an der struppigen Mähne und versetzte dem baarfüßigen Reiter mit der Anderen einen solchen Schlag, daß er stracks vom Rücken des Thieres herunter kollerte. Glücklicher Weise war das Pferd so niedrig gebaut, daß der Bursche durch den Fall keinerlei Schaden erlitt. Während sich der Letztere wieder aufrichtete, saß der Fremde schon auf dem Rücken des sattel- und zügellosen Pferdes und trabte, es blutig spornend, rasch des Weges fort. Der Pferdejunge lief dem Fremden nach, überschüttete ihn mit Schimpfnamen aller Art, hieß ihn „Roßdieb und Räuber" und bemächtigte sich in Ermanglung jedes anderen Ersatzes des Hutes, welchen der Fremde nicht mehr aufzuraffen Zeit gehabt hatte. Schließlich forderte der Junge die beiden Bürger zur Zeugenschaft auf, daß ihm das Pferd mit Gewalt entwendet worden

sei, und daß der Hut, den er in den Händen hielt, dem Fremden gehöre.

Die beiden Nachbarn willigten, wiewohl ungerne ein und erschöpften sich nun in Muthmassungen über den Eigenthümer des Hutes, der sich, nachdem er vom Staub gereinigt worden, als eine ganz zierliche Kopfbedeckung, wie sie damals von den Vornehmeren getragen wurde, herausstellte. Im Innern der Kopfbedeckung war ein aus Eisenspangen bestehendes Kreuz, um Hieb oder Stich vom Kopf selbst abzuhalten.

„Ich möchte meinen Sonntagbraten darum geben,“ meinte der Magere, „wenn ich erfahren könnte, wer der seltsame Reiter sei.“ Und ich eine solche Vogelscheuche von einem Pferd, wenn ich seinen Namen wüßte,“ versetzte der kleine Dicke. „Und ich“ fügte der Bursche mit weinerlicher Stimme hinzu: „Ich werde gar nichts geben, aber sicher etwas bekommen auch ohne, daß ich erfahre wer der Roßdieb war.“ Diese Worte verband der Pferdejunge mit einer so deutlichen Mimik, daß man ohne Scharfsinn errathen konnte, was der arme Teufel zu bekommen fürchtete.

Hummel suchte nun den Jungen mit so lauter Stimme zu trösten, daß sich alsbald ein Kreis von Zuhörern um die kleine Gruppe bildete, es schien dem

ehrlichen Bürger ein besonderes Vergnügen zu bereiten, das eben stattgehabte Ereigniß Jedem, der es hören wollte, mit allen Details zu erzählen. Da es aber jeder Neuhinzugekommene wieder zu hören verlangte, so hatte noch der wackere Meister das Vergnügen sein Abenteuer mit stets neuen Varianten, wobei er sich immer auf's Neue auf die Zeugenschaft des Nachbars berief, mittheilen zu können. Als die Erzählung unserem Freunde immer geläufiger wurde und Nachbar Widtmann zu jeder neuen Variante beifällig nickte, ja der Pferdejunge eine außerordentliche Freude darin zu finden anfing, in dem Abenteuer eine Hauptrolle zu spielen, da wurde Hummel mit jeder Wiederholung kühner, bis er zuletzt behauptete, gesehen zu haben, wie der Fremde gegen den armen Pferdejungen den Dolch gezückt. Der Nachbar nickte auch zu dieser phantasiereichen Ausschmückung gefällig und der Bursche brach in ein so bedenkliches Schluchzen und Weinen aus, daß sich die umstehenden Frauen zu thatkräftigen Beweisen ihres Wohlthätigkeitssinnes aufgefordert fühlten. Rasch wurde eine Collecte veranstaltet und der Rest oder Ueberschuß des Marktgeldes für den unglücklichen Pferdejungen zusammengelegt. Die Männer, welche sich durch die Großmuth der Frauen nicht beschämen lassen wollten, trugen ebenfalls ihr Schärflein bei und Meister Hum-

mel erklärte von so vieler Freigebigkeit angesteckt, in einer Anwandlung von Großmuth und Prahlerei, dem armen Jungen das gestohlene Pferd ersetzen zu wollen. Widtmann der Friseur und Bader, welcher nicht hinter seinem Freund zurückbleiben wollte, fügte eine Einladung zum Mittagbrot bei. Hummel, der aber alle Glorien der Großmuth für sich zu erbeuten Lust hatte, wußte kein besseres Mittel den Bader und Friseur aus dem Feld zu schlagen, als indem er beide den Jungen und seinen Nachbar zu sich lud. Widtmann, welchem aus Erfahrung bekannt war, daß der wackere Kupferschmied einen guten Tisch führte, willigte entzückt ein, während der Bursche seine Gutheissung durch drei wohl gelungene Burzelbäume zu erkennen gab.

Es wäre übrigens unfreundlich, wenn wir den Leser in der irrigen Ansicht ließen, als ob Tobias Widtmann und der kleine Pferdejunge Jan Kafka die glücklichsten Personen der ganzen Gruppe gewesen wären. Der Allerglücklichste war Caspar Hummel, der nun, wie ein Tambourmajor kerzengerade, im aufrechtester Haltung um die Ecke schwenkte und in ganzen Gefühl seiner Wichtigkeit auf das Hausthor zuschritt. Die Menge begleitete den ehrsamen Bürger bis an den Eingang, wo er den Leuten in herablassendster Weise ein Zeichen der Verabschiedung machte.

Bis daher war Alles gut, ja vortrefflich abgelaufen, der Kupferschmied bildete sich ein, zwei Menschenleben gerettet zu haben und sein gutwilliger Nachbar that nichts, um ihn im Genuß dieses süßen Gefühls zu stören, das Publicum hatte; ihm aufmerksam zugehört und sogar sichtbare Zeichen des Beifalls gezollt, der kleine Jan Kafka ihm bereits zum hundertsiebenundzwanzigsten Male — Hummel hatte wohl gezählt — die Hand geküßt. Was blieb dem braven Bürger zu wünschen übrig? und doch hätte Hummel wohl gethan in diesem Augenblick an Polykrates zu denken.

Während nämlich Caspar Hummel noch die Stiege hinanstieg, wurde sein glückstrahlendes Antlitz von einer düsteren Wolke umschattet, er stieg, je mehr er sich den obersten Stufen näherte, desto langsamer und hörte auf, sein: „Nur mir nach meine Freunde!“ zu rufen. Endlich als sie insgesammt den Höhenpunct der Haustreppe erreicht hatten, hustete und schnaubte der alte Herr wider seine Gewohnheit und murmelte einige Worte vor sich hin, deren Bedeutung weder der Pferdejunge noch Tobias Widtmann verstehen konnte. Sie gaben sich auch gar keine Mühe, da sie mit ganz anderen Dingen beschäftigt waren. Der Küche, welche nächst dem Stiegenhaus angebracht war, entstiegen nämlich so lockende Düfte von Braten und Fleischbrü-

hen, daß sich die beiden Gäste des Kupferschmiedes, wie auf ein verabredetes Zeichen, plötzlich verwundert und fragend ansahen. Indessen hatte der Herr des Hauses leise gepocht, viel leiser als von einem so kühnen Manne, der zum Frühstück zwei Menschen das Leben rettete, zu erwarten stand.

Eine große, umfangreiche Dame, die eine Perlenschnur um den Hals trug und ein breites Küchenmesser in der Hand führte, öffnete die Pforte. Die sonst so laute Stimme des Schmiedes sank zu einem leisen Flüstern herab. „Gute Katharine Brigitte“ hub er an, „liebes Weib, ich setze voraus, daß Du bereits von dem großen Ereigniß in Kenntniß gesetzt bist, in dieser Voraussetzung habe ich . . . .“

„Dummheiten!“ fiel ihm hier die Angeredete in's Wort, „nichts als Dummheiten, was hat Dich der Gaul und der Pferdejunge zu kümmern; mag alle Beide der Teufel — der Geier will ich sagen, holen, aber ich wette, da steckt wieder der einfältige Nachbar dahinter. O, er soll mir nur einmal kommen, der alte Fabelhans.“

„Ich versichere Dich —.“

„Versichere mich gar nichts, ich habe Alles aus dem Fenster mit angesehen.“

„Nun eben deshalb —.“

„Was eben deshalb?“

Hummel schloß hier die Augen, wie ein ängstlicher Mensch, der zum ersten Mal ein Gewehr abdrückt, und polterte athemlos heraus: „Eben deshalb wirst Du es natürlich finden, daß ich den Nachbar Widtmann und den Pferdejungen zu Tische gebeten habe.“

Die Wirkung dieses Geständnisses war in der That eine außerordentliche, Frau Katharina Brigitta blieb einen Augenblick sprach- und regungslos stehen, aber nur, um sodann die Seitenthüre aufzustoßen und so laut sie konnte, zu rufen:

„Petronella! Sabine! Euer Vater hat soeben einen wildfremden Pferdejungen zu Tische geladen, das nächste Mal bringt er den Gaul auch mit. Der Mann kommt uns noch gänzlich von Sinnen, was wird Herr Wapiczka zu solchen Streichen sagen, oder Seine Hochwürden der Dommherr Hoditz? — Gut, sie mögen kommen die sauberen Gäste, aber Du kannst mit ihnen allein essen und sie selbst bedienen; ich und meine Töchter werden mit keinem Pferdejungen an einem Tische sitzen.“

Mit diesen Worten kehrte die umfangreiche Dame ihrem Manne den Rücken zu. Vergebens stellte Hummel noch eine Reihe von Versuchen an, die Aufmerk-

samkeit seiner Gattin zu erregen, sie scheiterten insgesammt an dem unbeugsamen Willen derselben.

Der Kupferschmied ließ den Kopf sinken und war entschlossen, sich irgend einer Ausrede zu bedienen, um die Einladung rückgängig zu machen. Mit betrübter Miene näherte er sich den im Stiegenhaus zurückgebliebenen Gästen und sagte, wie leid es ihm thue, gegen die Pflicht der Gastfreundschaft verstossen und seine Einladung zurücknehmen zu müssen.

Das Gesicht des unglücklichen Friseurs verlängerte sich bei dieser überraschenden Kunde auf bedenkliche Weise, während sich der Pferdejunge mit der umgekehrten Hand über die Augen fuhr. Hummel sah ein, daß er seinen Gästen doch eine Art Rechtfertigung schuldig sei; er theilte ihnen deßhalb auf's geradewohl mit, wie die lange Abwesenheit der Kindsmagd das ganze Haus in Bestürzung versetzt habe.

Kaum waren diese Worte über die Lippen des Meisters gekommen, so fuhr die helle Discantstimme der Hausfrau dazwischen.

„Der Mann ist ein Hellseher", rief sie aus, „so wenig man es seiner kleinen Nase ansieht. — Ja die liebe Christel ist mit dem Kinde vor zwei Stunden weggegangen und noch immer nicht zurück."

Das erschreckte den braven Bürger so, daß er sich

entsetzt umwandte und frug: „Ist es wahr, Frau, daß unser Aennchen noch nicht zurück ist?"

„Da seht nur den Narren an," erwiederte Katharina Brigitte vor Schadenfreude kichernd, „erzählt er seinen Freunden ein Langes und Breites von seinen väterlichen Besorgnissen, und als seine Frau diese Besorgnisse bestätigt, fragt er, ob es wahr ist."

„Wenn nur nicht die Juden —," rief der gepeinigte Mann kummervoll aus.

„Ei was die Juden," engegnete die Frau, „sage „lieber, wenn nur nicht die hübschen Cavaliere —"

„Also die hübschen Cavaliere."

Bei diesen Worten fiel, Gott weiß welcher Ideenverbindung zu Folge, der Blick der Dame auf den Federnhut, welchen der Pferdejunge noch immer als Trophäe in der Hand hielt; sie nahm ihn und steckte ihre Finger, ohne die Kopfbedeckung weiter ihrer Beachtung zu würdigen, in das Futter; es knisterte, die Frau wurde aufmerksam und sprach:

„Was habt Ihr denn da?"

„Nichts, gar nichts," gab der Kupferschmied zur Antwort; indeß hatte aber seine Gattin bereits ein in Form einer Depesche zusammengelegtes Papier aus dem Futter gezogen, das nur ganz leicht zugeklebt war und

an der Außenseite die Ueberschrift trug: „An Seine Durchlaucht.“

Tobias Widtmann machte beim Anblick der Depesche ein Gesicht, als ob er eben im Begriffe stünde, die Entdeckung der Buchdruckerkunst zu publiciren, dann sagte er, den Kopf etwas erhebend: „Sein.“

„Was will das sagen, Sie alberner Mensch?“ schnauzte ihn die Kupferschmiedin an. Diese Beredsamkeit verblüffte den geistreichen Friseur dermassen, daß er kein Wort mehr herausbrachte; Hummel nahm es auf sich, die kurze Andeutung des Nachbars zu interpretiren; „er meint,“ sagte er, „den Courier.“

„Dann muß man ihm das Papier sogleich zurückstellen,“ entgegnete die Frau mit Entschiedenheit.

„Ja, wissen wir denn, wohin er geritten?“ warf der Friseur zaghaft ein.

„Ja, wir wissen es,“ entgegnete die Hausfrau, einen neuen Zornesblick nach dem aufgedrungenen Gast schleudernd.

Dieser sah den Kupferschmied gleichsam hülferufend an, als wenn er sagen wollte: „he, wissen wir es wirklich?“

Hummel schüttelte den Kopf und sagte ganz behutsam: „Nichts wissen wir.“

„Weil Du es Dir einbildest,“ entgegnete die Frau,

ihren Gatten vom Kopf bis zum Fuß messend, „sonst aus keinem Grunde, denn mir kommt es vor, als wenn ein Courier hier durch diese Gasse nur nach dem Hradschin reiten könnte.

„Teufel, Teufel, die Frau könnte Recht haben,“ machte Widtmann.

„Meint Ihr?“ erwiederte Katharina Brigitte verächtlich.

„O, meine Frau hat fast immer Recht,“ schaltete der Gatte ein.

„Fast immer? Mir ist kein einziger Fall bekannt, daß ich im Unrecht geblieben wäre.“

„Nun, es war nur eine Redensart, aber was ist jetzt zu thun?

„Nichts leichter als das, Ihr geht nach dem Schloß, stellt das Papier zurück und seht zugleich nach dem Kinde — die Christel macht mir wirklich Angst.“ Die letzten Worte sprach die energische Frau mit so vielem Ausdruck ernsten Kummers, daß man gegen ihre harten Aeußerungen nachsichtig zu werden anfing. Meister Kaspar bot ihr die Hand, die sie annahm und selbst drückte.

Der Pferdejunge jubelte laut, daß er nun den Räuber seines Gauls wieder finden werde.

Als die Gesellschaft bereits die Stiege hinabklomm, rief Frau Katharina Brigitte nach:

„Wenn Ihr das arme Kind wohlbehalten nach Hause bringt, will ich die versäumte Mahlzeit vierfach ersetzen.“

Der Friseur thürmte bereits in seiner Phantasie einen Fleischberg zur vierfachen Höhe auf und vertiefte ein böhmisches Deckelglas um das Vierfache seines Inhaltes, er stopfte sich den Mund gleichzeitig mit vier Semmeln an und strengte seine Einbildungskraft an, indem er ihr die Erfindung zumuthete, mit zwei Armen aus vier Schüsseln zuzulangen.

Frau Katharina Brigitte warf noch einen Blick nach dem Pferdejungen und sagte verweisend, aber in viel milderem Tone: „In solchem Aufzug darfst Du meinem Mann nicht zur Seite gehen, würden ihm ja alle Gassenbuben nachlaufen;“ darauf ging sie in's Zimmer zurück, kramte in dem Kleiderkasten ihres Mannes herum und kehrte mit einem Pack abgenützter Kleidungsstücke zurück, welche zwar für den Buben viel zu lang und weit waren, ihm aber deßungeachtet ein anständigeres Aussehen verschafften, als es die etwas nach den Uranfängen der Cultur zugeschnittenen Kleider, die er bisher trug, gethan hatten.

Unter den seligen Gedanken an Schöpsenfleisch und Hühnercottelettes schritt der Friseur schweigend voran, während ihm Caspar Hummel nicht ohne Sorge um das

Kind, eben so schweigsam folgte, nur Jan Kafka ahmte bald einem Sperling, bald einer Grasmücke nach und war unausgesetzt bemüht, in Ermanglung anderer Mitredner, mit den geflügelten Bewohnern der Baumkronen täuschende Zwiesprache zu pflegen.

2.

Während sich diese Vorfälle im steinernen Rössel zutrugen, ereigneten sich am Hradschin, der Prager Burg, wo damals Kaiser Rudolf II. Hof hielt gar wunderbare Dinge.

Vor dem Eingang zu des Kaisers Gemächern ging ein ältlicher Mann mit stark geröthetem Gesicht auf und ab, der die Hände in den Taschen seines Beinkleides stecken hatte. Es ist der Mühe werth den Mann zu beobachten, er trägt den Kopf hoch, dankt sehr nachlässig, wenn er — was von allen Vorübergehenden regelmäßig geschieht, — gegrüßt wird, ist sehr kurz angebunden und in seinen Ausdrücken keineswegs wählerisch.

Eben nähert sich ihm der Graf Lodron, ein Herr von beßtem Adel, er winkt dem Manne freundlich zu.

Dieser aber stellt seine peripathetische Bewegung keinen Augenblick ein, sondern begnügt sich einfach den

Hut zu rücken, Graf Lodron beißt sich auf die Lippen, folgt aber deßungeachtet dem unermüdlichen Peripatetiker und spricht ihn an; dieser Mann zieht eine Hand aus dem Hosensack und macht ihm ein Zeichen, daß er bereit sei ihn anzuhören. Wer würde in diesem Bild nicht den Monarchen zu erkennen glauben!

Und doch war der Mann mit der Hand in der Hosentasche, der sich eben bereit erklärte dem Grafen Lodron eine Audienz zu bewilligen, nur der erste Kammerdiener Sr. Majestät, Herr „Philipp Lang."

Nachdem der Kammerdiener den Grafen Lodron gnädig angehört, ging der Ritter von „Del" vorüber, Lang klopfte ihm zutraulich auf die Achsel, indem er mit einem schalkhaft sein sollenden Lächeln hinzusetzte:

„Ist nicht jeden Tag Kirchtag, haben kein Geld, ganz unnöthig sich deßhalb zu Seiner Majestät zu bemühen."

Dem wackern „Keppler" drehte er den Rücken zu, als er ihn von Weitem kommen sah, dagegen erregten ein paar Kindsmägde, welche über den Burghof gingen seine Aufmerksamkeit, die eine war groß, schwarzhaarig, hatte feingeschnittene lebhafte Augen und wiegte den Oberleib, wie es die Cirkasserinnen thun sollen, in sehr anmuthiger Weise, die andere war etwas kleiner, hatte blondes in's Röthliche streifendes Haar, ein höchst

regelmässiges Gesicht und ein paar reizende Beine, welche unter dem etwas kurzen Faltenrocke sichtbar wurden.

Lang tippte sich auf die Stirne und eilte den beiden Mädchen, deren jede ein Kind an der Hand nachschleppte, nach. Er stellte sich ihnen am Eingang des „Hirschgrabens“ entgegen und lud sie ein, in den reservirten Raum des Gartens hinab zu steigen, die Mägde zögerten, da es bereits auf zehn Uhr ging und die Herrschaft des einen Mädchens im entferntesten Theil der Stadt wohnte. Der Kammerdiener ließ sich aber in seinem freundschaftlichen Ansinnen nicht beirren, sondern erwiederte mit der größten Artigkeit, daß diejenige, welche am weitesten wohne, zurückstehen solle, während er ihrer Gefährtin den Garten und das Schloß zeigen würde. Die Mädchen besprachen sich einen Augenblick, worauf sich das Kleinere mit dem Knaben, den sie an der Hand führte, entfernte. Lang schien einen Augenblick zu bedauern, daß gerade die Blondine so weit vom Schloß weg wohne, doch faßte er sich bald und sagte mit einem Seufzer stiller Resignation: „Gehen wir.“ Die Schwarze nahm das Kind wieder an die Hand und war im Begriff ihrem Führer zu folgen. Zu ihrem Erstaunen drehte sich aber Lang plötzlich um und sagte in gebieterischem Tone:

„Das Kind bleibt hier.“

Als sich die Magd jedoch weigerte, das Kind sich

selbst zu überlassen, gab er nach und ließ sie mit dem Kinde eintreten. Kaum wurde er aber eines Hoftrabanten ansichtig, so entriß er dem Mädchen das Kind und schleppte es trotz des fortgesetzten Geschreies und aller Protestationen von Seite der Wärterin zu den Trabanten, denen er die Worte zurief:

„Da nehmet den Balg in Acht!“

Diese rücksichtslose Behandlung erbitterte die Magd dergestalt, daß sie nun erklärte keinen Schritt mehr vorwärts zu thun.

„Gebt mir das Kind,“ rief sie ein über das andere Mal. „Ich will zurück.“

Der Kammerdiener gab sich gar keine Mühe das Mädchen zu beschwichtigen, sondern drängte sie gegen eine Thür, die dem Geruche nach zu urtheilen, zu den kaiserlichen Ställen führen mußte.

Kaum war es ihm gelungen das Mädchen über die Schwelle zu drängen, so schloß er hinter ihr die Thüre, und brach in ein so heftiges Gelächter aus, daß er daran zu ersticken drohte.

Das Mädchen, welches glaubte, daß der Hofbediente einen schlechten Scherz mit ihr vorhabe, kehrte um, schlug an die Thüre, rief, man möchte ihr öffnen, aber vergebens. Der Schall der Schritte entfernte sich immer weiter, sie warf scheue Blicke um sich und suchte einen

anderen Ausgang zu entdecken, allein wie sie zu ihrem Schrecken wahrnahm, befand sie sich wirklich in einem Stall. Die Pferde, welche der Reihe nach an mamornen Krippen standen, bewiesen es, sonst nichts, denn der weite Raum war mit Fresken geziert, mit Statuen geschmückt und so rein gekehrt, daß man ihn eher für einen Salon als für einen Pferdestall halten konnte.

Als sie kaum zwanzig Schritte vorwärts gemacht, bemerkte sie einen Mann, der in den Fünfzigern stehen mochte und eben damit beschäftiget war ein fleckenloses milchweißes Pferd zu streicheln; sie hatte hinlänglich Zeit den Pferdefreund, der ihren Eintritt nicht bemerkt zu haben schien, zu betrachten.

Es war ein Herr von mittlerer Größe, dessen Gesicht viel Geist aber auch mächtige Leidenschaften ausdrückte. Die etwas tiefliegenden Augen waren von schön geschwungenen Brauen überschattet; das Kinn bedeckte ein nur wenig gepflegter Bart, der mit der Nachlässigkeit der ganzen äußeren Erscheinung im Einklang stand. So steckten die Füße des Mannes in hellrothen Sammtpantoffeln während die Strümpfe um den nackten Waden schlotterten. Um den Leib hatte er eine Art Oberkleid, welches die Mitte zwischen Kaftan, Mantel und Schlafrock hielt.

Der Pferdefreund wurde, als er sich umkehrte, des

Mädchens gewahr, er sah sie einen Augenblick starr an, ging dann auf sie zu und frug, was sie wolle. Das Mädchen vermochte einen Mann, der sich seit Jahren nicht mehr öffentlich gezeigt hatte, nicht zu erkennen, sie bat den Fremden ihr den Ausgang zu zeigen.

Der Mann in den Pantoffeln lächelte und führte sie nach einer mit Eisen beschlagenen Thüre, die Thüre schlug hinter ihnen zu, aber das Mädchen gewann dessen ungeachtet nicht das Freie.

Kammerdiener Lang war indeß auf seinen Platz zurückgekehrt, wo er fortfuhr Huldigungen entgegen zu nehmen und Audienzen zu ertheilen.

Ein von vier andalusischen Hengsten gezogener Wagen fuhr vor, — es war der spanische Infante Don Balthasar de Luniga, er ließ den Kammerdiener durch einen seiner Leute fragen, ob er die Ehre haben könne, Sr. Majestät dem Kaiser aufzuwarten.

Lang zuckte die Achsel: „Weiß nicht, versuchen", und setzte seinen Spaziergang fort.

Don Balthasar, welcher die Bedeutung des Kammerdieners hinlänglich kannte, hielt es nicht unter seiner Würde aus dem Wagen zu springen und zu dem stolzen Bedienten persönlich hinzugehen. Er, der als Grand von Spanien sein Haupt nicht vor dem König entblößte, zog vor dem Kammerdiener, der ihn festen Fußes erwartete,

den Federhut und frug mit einem freundlichen Lächeln ob der Kaiser nicht zu sprechen sei. Diese Demuth genügte, um des Kammerdieners Zunge zu lösen.

Er sagte ziemlich respectlos:

„Der Kaiser ist wieder einmal bei seinen Pferden, Mahlern, Zauberern und Goldmachern, was, wie Euer Excellenz bekannt ist, so viel bedeutet, als — er sei für Niemanden in der Welt zu sprechen. Was können wir armen Diener, als es Gott klagen,“ dabei blickte der Lakei gegen Himmel. Don Balthasar warf dem ihm verhaßten Kerl ein Kußhändchen zu, stieg wieder in den Wagen und ließ umkehren.

Der Kammerdiener rieb sich die Hände und setzte seine Bewegung fort.

Plötzlich hörte er das Klirren eines Degens auf dem feinen Kies, mit welchem der Schloßplatz bestreut war, und sah sich um.

Ein Officier in der malerischen Gewandung jener Zeit: mit hohen Stiefeln, Stülphandschuhen und breitkrempigem Federhute, den langen Raufdegen an der Seite und die grüne, kaiserliche Feldbinde um die Achsel geschlungen, begehrte den Monarchen zu sprechen.

„Ich bin der Obrist Pietipsky!“

Der Kammerdiener zuckte die Achseln, als wollte er sagen: was geht das mich an.

„Ein alter, vielverdienter Soldat —“

Herr Lang hörte ihn unbeweglich an.

„Man sagt, das Passauer Kriegsvolk nähere sich Prag —“

Herr Lang hörte noch immer zu.

„Ich will und muß zu Sr. Majestät!“

Jetzt fuhr der Kammerdiener auf.

„Lieber Herr Obrist Pietipsky, ich sage Ihnen, Sie werden Se. Majestät weder jetzt, noch in einer Stunde, noch in zwölf Stunden sprechen. Kümmern Sie sich um Ihre Reiter oder um Ihr Fußvolk, was weiß ich, aber lassen Sie das hier in Ruhe, und nun guten Morgen, mein Herr Obrist!“

Der alte Kriegsmann murmelte ein Schock Flüche vor sich hin und entfernte sich.

Lang blickte ihm höhnisch nach.

Einige Minuten später trabte ein Mann mit bloßem Kopfe, auf einem alten, stützigen Gaul, ohne Bügel, Zaum und Sattel über den Schloßhof.

Der Kammerdiener machte große Augen, und wollte gerade die Schloßwache ausschelten, daß sie den seltsamen Reiter eingelassen, als ihm eine bekannte Stimme zurief:

„Lang, haltet mir doch das Roß, damit ich absteigen kann!“

Der Kammerdiener machte noch viel größere Augen, als er den staubbedeckten, baarhäuptigen Reiter erkannte, er hielt das Pferd und half dem Reiter mit, ohne Vergleich, mehr Respekt, als er jeder andern Person bisher erwiesen hatte, von demselben.

Der Reiter, der noch ein wenig hinkte, sagte im befehlshaberischen Tone:

„Nun, vorwärts! Melde mich bei Sr. Majestät!"

„Unmöglich, Durchlaucht!"

„Wie, unmöglich? — Es muß möglich sein!"

„Zu meinem Leidwesen sehe ich mich genöthigt zu wiederholen, daß Se. Majestät durchaus nicht zu sprechen ist!"

„Und warum nicht?"

„Euer Durchlaucht werden vergeben, aber Ihre Majestät haben —"

„Nun, heraus mit der Sprache! Ich habe weder Lust noch Zeit, zu langem Parlamentiren!"

„Der Kaiser beliebt seine gewöhnlichen Launen zu haben, nichts weiter."

„Seid vernünftig, Lang! — Ihr seht, in welchem Zustande ich gekommen bin, nur um meinen kaiserlichen Cousin zu sprechen; Ihr könnt Euch denken, daß es nicht Scherzeshalber geschieht!"

„Man wird sehen, was zu thun ist."

Mit diesen Worten entfernte sich der allmächtige Kammerdiener und ließ den Erzherzog stehen.

Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, Straßburg u. s. w., war der Liebling Rudolf II. und in die geheimsten Pläne und Entwürfe dieses Monarchen eingeweiht; ihm gedachte der Kaiser, mit Uebergehung seines ältesten Bruders, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden.

Es war eben im Werke, den Kaiser mit Hülfe geworbener Truppen wieder in Besitz der von ihm an Mathias abgetretenen Länder zu setzen, als Leopold in Prag anlangte.

Besehen wir uns den Prinzen genauer.

Er war ein noch junger, etwa fünfundzwanzigjähriger Mann, der einige Anlage, mit der Zeit corpulent zu werden, verrieth; abgesehen davon, daß er, um unerkannt zu bleiben, ohne alle Abzeichen seiner Würde reiste, war nichts Geistliches an ihm zu bemerken; ein dichter Schnur- und Stutzbart konnte unmöglich dazu beitragen, ihm ein klerikales Ansehen zu verleihen. Der Prinz hatte übrigens ein wohl genährtes, weiß und roth gefärbtes Gesicht, die Tonsur war längst mit kastanienbraunen Haaren überwachsen, und die ganze Erscheinung machte eher den Eindruck des Kriegerischen, als den eines Friedensapostels.

Der eben beschriebene Prinz ging nun, statt des

Kammerdieners, unruhig auf und ab und drehte sich jeden Augenblick ungeduldig und ungewohnt zu warten um. Seine ohnedieß kurze Geduld sollte auf keine zu harte Probe gestellt werden.

Philipp Lang erschien schon nach wenigen Minuten mit der trostlosesten Miene von der Welt.

„Alles umsonst," sagte er, „der Kaiser besteht darauf, Niemanden sprechen zu wollen!"

„Habt Ihr gemeldet, daß ich es sei, der vorgelassen zu werden begehrt?"

„Ei freilich!"

„Und Se. Majestät?"

„Fluchte, daß mir die Haare zu Berge standen."

„Aber, es handelt sich um Staatsangelegenheiten!" —

„Und wenn es sich um alle Kronen des Erdballs handelte, der Kaiser will nicht."

„Er muß wollen!"

„Wollen Euer Durchlaucht Ihr Leben in die Schanze schlagen?"

„Warum nicht? — Uebrigens wird es nicht so schlimm sein."

„Nicht so schlimm? — Er hat seine böse Stunde und seinen falschen Blick. O, ich danke Gott, daß ich so weggekommen bin."

„Nun gut. — Ich gehe und werde unaufgefordert nicht wiederkehren: Ihr bezeugt mir aber, daß ich Se. Majestät um jeden Preis sprechen wollte!“

„Vom Herzen gerne, Euere Durchlaucht.“

„Laßt mir ein Pferd bringen!“

„Augenblicklich?“

„Ihr werdet doch nicht wollen, daß ich noch länger den Leuten ringsum zum Gespötte werde?“

„Wenn Euere Durchlaucht mir die Gnade erzeugen wollten, sich meines eigenen Pferdes zu bedienen?“

„Wie, es wäre für einen Erzherzog von Oesterreich kein Pferd in dem kaiserlichen Marstall vorräthig?“

„Der Kaiser befindet sich in diesem Augenblick im Marstall.“ Dies sagte der Kammerdiener mit solchem Nachdruck, daß man nicht umhin konnte, einen verborgenen Sinn hinter diesen Worten zu vermuthen. Sei es, daß der Erzherzog den Sinn errieth oder sich in keine weitere Erörterung einlassen wollte, er wandte sich rasch um und sagte nur noch: „Also Euer Pferd.“

Während sich Lang beeilte das Reitthier herbeizuschaffen, langten drei neue Personen auf dem Schauplatze der eben beschriebenen Ereignisse an. Die Eine war ein kurzer, dicker Mann, der entsetzlich schnaubte und sich vergebens eine martialische Haltung zu geben suchte, die zweite eine hagere, lange Figur, die in einem

Selbstgespräch begriffen schien, und die dritte ein kleiner Junge, der Kleidungsstücke trug, die für seinen Körper offenbar viel zu weit und zu lang waren.

Der Junge hatte kaum den Reiter bemerkt, als er auf ihn mit dem Ausruf zustürzte: „Der Pferdedieb! der Pferdedieb! Greift doch den Pferdedieb!“

Der Erzherzog, welcher die Umstände schon längst vergessen hatte, unter welchen er zu dem borstigen Gaul gelangt war, konnte gar nicht ahnen, daß der ehrenvolle Zuruf des Jungen ihm galt. Der kleine Jan Kafka durch den Gleichmuth des vermeintlichen Diebes noch zorniger geworden, machte noch einige Schritte vorwärts und sagte nun: „Ei, was habt Ihr denn mit meinem Pferd gemacht, Ihr Schelm?“

Caspar Hummel glaubte dem Burschen zum Ersatz für das versäumte Mittagbrot wenigstens seine moralische Unterstützung schuldig zu sein; er wandte sich daher gleichfalls an den Fremden, der noch nicht Zeit hatte die ungeheuere Zumuthung des Jungen zu beantworten und sagte mit vieler Würde: „Es ist wahr, Ihr habt dem armen Teufel sein Pferd genommen, ich und dieser Mann“ — er deutete auf den Friseur — „sind Zeugen.“

Als der Erzherzog die beiden Männer erblickte, dämmerte plötzlich eine schwache Erinnerung in ihm auf,

die ihn trotz seines Unmuthes lächeln machte; er wies auf das ledige Pferd, das sich auf dem Kies bequem gemacht hatte. Damit war aber der Junge keineswegs zufrieden, er lief zu dem sich im Sande wälzenden Pferde und sah, daß ihm die Weichen blutig gedrückt waren. Sogleich erhob er ein fürchterliches Geheul und schrie, ohne sich um seine Freunde, die ihn vergebens zu beruhigen strebten, weiter zu kümmern nach der Wache. Glücklicher oder unglücklicher Weise kehrte in demselben Augenblicke der Kammerdiener Lang zurück, der dem Erzherzog sein Leibpferd vorführte.

Als er den Burschen so brüllen hörte, frug er, was es denn gäbe; auf des Jungen Antwort, er möge ihm behülflich sein den Fremden zu verhaften, erwiederte der Bediente höhnisch: „Sogleich mein Sohn," winkte ein Paar Trabanten herbei und rief ihnen zu: „In's Loch mit dem Buben und eine kleine Lection!" dabei machte er eine nicht mißzuverstehende Geberde. Der kleine Jan Kafka mochte sich sträuben so viel er wollte, die Trabanten schleppten ihn fort, noch ehe Caspar Hummel seinem gerechten Zorne Worte zu verleihen vermochte.

Der ehrliche Meister wollte den armen Burschen nicht im Stich lassen, zugleich aber das Geschäft abthun, um dessentwillen er gekommen war; er nahm daher die Depesche aus seiner Tasche und ging damit auf den

Erzherzog zu. Lang hatte aber diese Bewegung kaum bemerkt, als er dem Handwerksmann in den Weg trat, einen böhmischen Fluch ausstieß und sagte: „Hier ist der Ort nicht, Seiner Durchlaucht Bittschriften zu überreichen, packt Euch zum Teufel, Ihr bürgerliches Bettelpack.“ Hummel betheuerte umsonst, daß es sich um keine Bittschrift handle, der Erzherzog selbst machte ein abwehrendes Zeichen und setzte besänftigend hinzu: „Uebermorgen, gute Leute, kommt übermorgen, und Ihr sollt für den heutigen Dienst belohnt werden.“

Es blieb den beiden Männern nun nichts übrig, als ihrem Schützling zu folgen, sie schritten rasch vorwärts, um die Trabanten zu erreichen, nach zwanzig Schritten blieb Hummel plötzlich stehen und horchte; eine feine Kinderstimme schlug an sein Ohr, er ging ein Paar Schritte weiter und hörte nun die Stimme deutlicher.

„Heiliger Gott!“ rief er, „das ist Aennchen's Stimme.“

„Was fällt Euch ein,“ beschwichtigte ihn der Friseur, neigte seinen Kopf vor, um besser zu hören und sagte: „Es ist das Gackern einer Henne, nichts weiter.“

„Ich werde aber doch mit Eurer Erlaubniß die Stimme meines Kindes von dem Gegacker einer Henne zu unterscheiden wissen?“

Herr Tobias Widtmann zog die Augenbrauen in die Höhe, was bei ihm ein unfehlbares Zeichen des Zweifels war und rief dem Trabanten zu: „He, habt Ihr Hennen?"

„Ja," erwiederte der Trabant, sich rasch umwendend, „meine Frau hält Geflügel, was weiter?"

„Nichts, gar nichts, mein Lieber," versetzte der Friseur und sprach dann, zu seinem Freunde gewandt, mit triumphirender Miene: „Habe ich nicht gesagt, daß es eine Henne sei?"

„Hol' Euch der Teufel sammt allen Hennen!" erwiederte Hummel, der wieder stehen geblieben war und aufmerksam horchte. „Wer wohnt in jenem Verließ ähnlichen Bau da unten?" Diese Frage richtete der Bürger an den Trabanten, welcher den Jungen vorwärts schleppte, während sein Camerad einige Schritte rückwärts ging. Der Angeredete wandte sich um, deutete mit dem Zeigefinger auf die Brust und sagte: „Es ist meine Wohnung."

„Und das Kind, das so erbärmlich schreit?"

„Ah, der Bankert, wem der gehört, weiß ich nicht."

„Aber ich weiß es, ich," rief der Kupferschmied vor Angst keuchend. „Ich sage Euch, daß es mein Kind ist."

„Wie könnt Ihr das wissen?“ frug der Trabant verlegen.

„Schreit das arme Geschöpf nicht laut genug?“

„Ja, es schreit für zehn,“ bekräftigte der Trabant.

„Nun wohl gebt mir das Kind.“

„Ich soll Euch das Kind geben?“

„Wer denn?“

„Gott behüthe, daß ich mich dem Zorn des Herrn Lang aussetzte, welcher den kleinen Schreihals meiner Obhut anvertraute.“

„Aber was hat der Herr Lang mit meinem Kind zu schaffen?“

„Mit dem Kind, glaube ich gar nichts.“

„Nun mit wem denn?“

„Mit dem kleinen Kind war noch ein größeres Kind.“

„Daß ich nicht wüßte, meine Frau schickte es mit der Wärterin fort.“

„O das thut nichts, es kann auch eine Wärterin gewesen sein.“

„Wie sah sie denn aus?“

„Groß mit Augen wie Kirschen und Haaren wie Rabenfedern.“

„Ah! das ist die Christel, und wo ist sie hingekommen?“

Der Trabant schmunzelte, aber antwortete nicht.

„Ich frage Euch, wo sie hingekommen ist?“

„Ei sie ist bei einer Thüre hier wo hineingegangen und wird wohl bei irgend einer wieder herauskommen.“

„Was soll das heißen?“

„Fragt Sr. Majestät Kammerdiener Lang darüber.“

Unter diesem Gespräch waren sie in ein kleines Vorwerk gelangt, das einem Fuchsbau nicht unähnlich sah, es wurde von dem Profoßen des Schlosses bewohnt, und hatte stark vergitterte Fenster, die überdieß bis zu zwei Drittheilen der Höhe mit Brettern verschalt waren.

Der Junge in den weiten Kleidern erhob bei dem Anblick des finsteren Hauses ein erneuetes Geheul, das den Profoß herbeizog; er trat aus seiner Wohnung und frug was es gebe.

Kaspar Hummel, der schon tausend Mal lieber bei seinem Kinde gewesen wäre, zog den finster blickenden Mann, dessen unangenehme Erscheinung noch durch einen langen fuchsrothen Bart verstärkt wurde, zur Seite, erzählte in kurzen Worten das ganze Abentheuer des Jan Kafka's und sein Verbrechen und fügte dieser Erzählung einen Händedruck bei, während dessen er einen Thaler in die Hand des Vollstreckers aller für die Umgebung des Schlosses gefällten Urtheile gleiten ließ.

Der finster aussehende Mann schmunzelte, bedankte sich herzlich und zeigte dem an allen Gliedern zitternden Jan eine Thüre, durch die er, ohne über den Burghof zurückzukehren, aus dem Schloß gelangen konnte. Hummel empfahl dem Burschen zu Hause auf ihn zu warten und Widtmann doch die schönen Kleider nicht zu verderben.

Als die beiden Nachbarn in Begleitung des einen Trabanten gerade an der Schwelle der Behausung angelangt waren, deren Räume die kleine Anna-Lies, des Kupferschmieds jüngste Tochter beherbergten, öffnete sich ein schräge gegenüber liegendes Pförtchen, aus der ein Frauenzimmer hervorstürzte, das Mädchen schien etwas verwirrt, das lange regelmäßige Gesicht überzog eine erschreckliche Blässe, die Augen waren wie verglast.

Der Friseur Widtmann, der als alter Hagestolz besonderes Augenmerk auf alle hübschen Mädchen hatte, erkannte die Magd zuerst. „Ei, ist das nicht Eure Christel?“ hub er an.

„Herr je — sie ist's,“ erwiederte der Kupferschmied und eilte auf das Mädchen zu, dieses warf sich auf die Kniee und betheuerte, daß es nicht ihre Schuld sei, wenn das Kind von ihr getrennt wurde; — in demselben Augenblicke brachte der Trabant zur Beruhigung aller Parteien den Gegenstand ängstlicher Besorgnisse aus dem Inneren des Hauses hervor, es war ein kleines, dickes

Mädchen, das dem Vater nachzuarten schien, das Kind war sichtlich getröstet als es Vater und Wärterin gewahr wurde, sie klammerte sich nun fest an die noch immer auf dem feuchten Sand knieende Christel, welche das Mädchen weinend und schluchzend an sich drückte. Der ehrenwerthe Meister mahnte nun zum Aufbruch, nicht ohne dem Kammerdiener Vergeltung zu schwören.

3.

Am Abende desselben Tages fand ein großes Gastmal bei dem Kanzler Albrecht Zdenko Popel Lobkowitz statt.

Albrecht Lobkowitz war einer der besten Edelleute des Königreiches, seine Gattin Polixena eine der geistvollsten Frauen Prag's und ebenso bekannt durch ihren Verstand als seltenen Edelmuth und Wohlthätigkeitssinn. Albrecht Lobkowitz's Palast stand auf dem Hradschin und grenzte an die Königsburg. Lobkowitz gehörte zu den wenigen Edelleuten, welche dem Kaiser aufrichtig und unbedingt ergeben waren, er war Katholik mit Leib und Seele und hatte die Unterzeichnung des Majestätsbriefes verweigert, das hinderte ihn nicht, gegen Jedermann ohne Unterschied der Religion leutselig zu sein; wie es bei der großen Ausbreitung des Lutherthums freilich

nicht anders möglich war, auch den utraquistischen Adel zu seinen Festen zu laden.

Es war ein feenhafter Raum dieser Saal im Palast Lobkowitz, wenn er von hundert und hundert Kerzen erleuchtet, von zahllosen Blumenkelchen und blühenden Sträuchern durchduftet, und von den wollüstigen Klängen böhmischer Musiker durchzogen wurde, an diesem Abende schienen die mit Mamor überkleideten und mit Gold eingelegten Wände im Glanze einer Strahlenkrone, welche von der Decke des Saales niederhing, während von zehn zu zehn Schritten mächtige Girandolen aufgestellt waren um die Beleuchtung des großes Saales zu verstärken.

Albrecht von Lobkowitz versammelte die Blüthe des böhmischen und ausländischen Adels um sich.

Da saßen manche stolze Barone an der, unter der Last der mannigfachsten Gerichte sich biegenden Tafel, die ein Jahrzehend später ihre Häupter unter dem Schwert des Scharfrichters beugten, und wieder Andere hatten ihren Platz an dem untersten Ende des Tisches, die einst im Rathe der Mächtigen die Ersten sein sollten und noch Andere die auf ihr schönes Vaterland Gesundheiten ausbrachten und weit, weit von Prag oder der Grenze Böhmen's ihr Leben beschließen sollten.

Oben an der Tafel saß Frau Polixena Lobkowitz

und ihr zur Rechten ein noch jugendlicher Prälat, der augenscheinlich viel auf seine äußere Erscheinung hielt, da war kein unnützes Fältchen am Kragen, kein falscher Haarbug, kein Staubatom sichtbar; der geistliche Herr lachte gerne und viel und ließ mit Vorliebe die kleine weiße Hand sehen, deren Finger mit Ringen besetzt waren, er lachte allerdings, weil er von Natur heiter war, öffnete aber den kleinen Mund nicht ohne Koketterie so weit, daß zwei herrliche Reihen Zähne sichtbar wurden. Die Dame vom Haus nannte ihn Eminenz und die übrigen Gäste erwiesen dem Mann so viele Ehrfurcht, daß man leicht auf seine Wichtigkeit schließen konnte, es war der Cardinal „Franz Dietrichstein“. An der linken Seite der Gräfin hatte ein etwas ältlicher Herr Platz genommen, dessen größte Wichtigkeit in seinem Namen bestand, es war „Zawisch von Rosenberg“; neben ihm saß eine reizende Dame von acht und zwanzig bis dreißig Jahren die Gräfin Thurn, Gattin des ihr gegenüber sitzenden Grafen, Heinrich Mathias Thurn, eines Mannes, dessen Gesichtszüge Einsicht und Thatkraft in seltenem Maße ausdrückten, neben der Gräfin hatte Graf „Joachim Andreas Schlick“ Platz genommen, ein schlank gewachsener vornehmer Herr, dessen langer Hals in so bewegten Zeiten für ominös gelten konnte, zur Seite des Grafen Thurn befand sich

ein Chevalier, dessen regelmäßiges, bleiches, durch ein Paar stechende Augen belebtes Gesicht, die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf sich zog. Er war der letzte Graf und nachmals erste Fürst seines Hauses Graf Carl Liechtenstein, Obersthofmeister Rudolf II.

Viel weiter unten an der Tafel saß Jaroslaus Bortzita Martinitz, ein noch junger Mann, der seine Studien mit vielem Erfolg beendet hatte und bereits vom Kaiser ausgezeichnet wurde; an der entgegengesetzten Seite ein eben so jugendlicher Cavalier, Ehrenfried von Berbisdorf, und eine dunkel gekleidete weibliche Gestalt, die zur Verwandtschaft des Hauses gehörte. Wer für den Zauber reiner Jungfräulichkeit und engelgleicher Schönheit empfänglich war, mußte dieses Frauenbild bewundern. Eva Lobkowitz, des unglücklichen Georg Popel Lobkowitz's Tochter, trug jene Verklärung an sich, welche langes und unverschuldetes Leiden über die mackellose jungfräuliche Stirne breitet. Ihr Nachbar Diepold von Lobkowitz, Großprior des Maltheserordens, hatte es auf sich genommen, diesem reizenden Munde ein Lächeln abzulocken, — vergebens; da traf es noch Ritter von Ottersdorf besser, der dem Fräulein von den lustigen Gelagen erzählte, welche König Mathias zu Wien veranstaltete. Die Schilderung von

Mathias' wüthender Tanzlust und des Oberststallmeisters Cavriani Wetteifer mit dem König, nöthigten Eva ein schwaches Lächeln ab, da sie das unaufhörliche Podagra des Königs von Ungarn mit seinen Erfolgen auf dem glatten Parket des Tanzsaales nicht wohl vereinigen konnte.

„Mich muß man darnach fragen," fiel Carl Liechtenstein dem Junker von Ottersdorf in die Rede, „mich, der ich die Sitten am Wiener Hofe besser kenne als irgend Einer der Anwesenden. Der König von Ungarn, — Ihr erlaubt doch, daß ich dem Erzherzog diesen Titel gebe, — der König von Ungarn ist der leutseligste Herr der Christenheit, ein prächtiger Reiter, der auch den stärksten andalusischen Hengsten zu Schanden reitet."

Don Balthasar de Toniga schüttelte bei diesem Lobe verwundert den Kopf.

„Ein Tänzer, so leicht und zierlich, daß die schöne Churfürstin von Sachsen von keinem anderen Tänzer wissen wollte, seit sie die Ehre hatte mit Sr. Durchlaucht, — damals hieß er noch Durchlaucht, — zu tanzen, und ein Verehrer des schönen Geschlechtes, daß der selige König Heinrich von Frankreich den Kürzeren gezogen hätte. Mit einem Worte, König Mathias ist vom Kopf bis zur Sohle ein echter und ganzer Fürst. Man sagt, daß es dem König oft

an Geld fehle; doch er verschwendet das Seine nicht an Unwürdige, an feile Künstler, Astrologen, Alchymisten oder Hexenmeister, er beschenkt dagegen seine Anhänger und Freunde so reichlich, daß ihm selbst nichts übrig bleibt."

„Das wäre Alles recht gut, wenn unsere Religion unangefochten bliebe," bemerkte der von Berbisdorf.

„Ich war selbst Protestant," versetzte der Obersthofmeister, „und habe für meine ehemaligen Religionsgenossen einen reichen Schatz von Wohlwollen und Freundschaft bewahrt, mir kann man daher glauben, wenn ich behaupte, daß der König von Ungarn für die Protestanten noch wohlwollender denkt als Se. Majestät der Kaiser."

„Laßt doch den Kaiser aus dem Spiel," unterbrach der Hausherr am unteren Ende der Tafel.

„Es gibt ja Tausend andere Gegenstände des Gespräches," bemerkte der Cardinal; „z. B. jene Jericho-Rose, die zu meinem Leidwesen in zu großer Entfernung von mir blüht."

Eva, deren Vater Kaiser Rudolph im Kerker hatte sterben lassen, fühlte in ihrer so treuen Brust doch so viel menschliche Schwäche, daß sie den Obersthofmeister aufforderte, in der Beschreibung des Wiener Hofes fortzufahren.

Liechtenstein entsprach dem geäußerten Wunsche und sagte: „Gott behüte mich, etwas Sr. Majestät dem Kaiser Nachtheiliges vorzubringen, ich beharre nur dabei, daß König Mathias der leutseligste Monarch ist, den ich kenne. Ihr solltet nur sehen, wie herablassend er dem österreichischen Adel entgegenkommt, wie er bei ihren Gelagen persönlich erscheint oder sich durch eigene Gesandte vertreten läßt, wie huldvoll er jedes Anliegen aufnimmt, jedes Unrecht abstellt, das Verdienst belohnt und Sträfliches nachsieht, da vertritt kein Kammerdiener den Klagenden den Weg, da hat kein gemeiner Bursche den Vortritt vor den adeligen Geschlechtern. Wie gnädig hat sich der König noch als Erzherzog gegen die aus Prag flüchtig gewordenen Räthe benommen! Ich kann mir in Anbetracht der Kränklichkeit unseres allverehrten Monarchen nur den einzigen Trost denken, daß König Mathias auf Rudolph II. folgen wird."

Die Rede des Obersthofmeisters unterbrach der Cardinal durch beständiges Husten, Ulrich Kinsky dagegen, Thurn, Schlick, Berbisdorf und Colona-Fels mit anhaltendem Beifall. Der spanische Gesandte neigte sich zu seinem Nachbarn, dem baierischen Agenten, und flüsterte ihm zu: „Es gilt mir für ausgemacht, daß Liechtenstein bereits in des Königs Interessen dient."

Diese diplomatische Bemerkung hatte übrigens auch der Hauswirth gemacht, ohne Diplomat zu sein, und sagte, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Ist es wahr, was man sich heute aller Orten erzählt, daß das Passauer Kriegsvolk die böhmische Grenze überschritten habe und sich der Hauptstadt nähere?"

Ehe noch Jemand diese Frage beantworten konnte, wurde der Herr des Hauses abgerufen. Er blieb nur wenige Secunden aus, um mit einem Papiere in der Hand und dem Ausruf: „hier die Antwort auf meine Frage" in den Saal zurückzukehren.

Die Tischgenossen richteten ihre Blicke neugierig auf das Papier, welches Herr von Lobkowitz noch immer in der Hand hielt; endlich kehrte er sich zu dem Cardinal und reichte ihm das Papier, indem er beifügte, „daß es ihm ein Bürger eingehändigt, der es vergeblich dem wirklichen Eigenthümer zurückzustellen versucht habe."

„Und wie ist der Mensch auf den Einfall gerathen, die Depeschen hieher zu bringen?" frug der Cardinal.

„Ei, man sagte ihm in der Burg, daß Se. Eminenz hier anzutreffen sei."

„Wohlan, lesen wir, was uns der gute Bürger zum Dessert credenzte." Der Cardinal fing in der That laut zu lesen an: „Euere Durchlaucht!" Zufällig fiel aber sein Blick auf die Unterschrift, welche „Lorenz

Ramee" lautete; sogleich unterbrach er sich, gab dem Wirthe des Hauses einen Wink mit den Augen und sprach, indem er das Papier in die Tasche steckte: „Es ist ein schlechter Scherz, nichts weiter; ich versichere Euch, dessen ungeachtet ist es nothwendig, — will ich die üblen Folgen desselben vereiteln, — daß ich aufbreche." Die Eminenz empfahl sich den Anwesenden mit jenem stereotypen Lächeln, das ihn bis in die Arme des Todes begleitete, und flüsterte dem Hausherren noch an der Treppenthüre in's Ohr: „Ich beschwöre Euch, die Gäste insgesammt so lange aufzuhalten, bis sie herinnen sind." Mit diesen Worten und einem letzten Lächeln verließ der Cardinal eiligen Schrittes den Palast.

Um die Abschiedsworte Dietrichstein's zu begreifen, ist es nothwendig, einen Blick in die Depesche zu werfen, bei deren Vorlesung sich der Cardinal unterbrochen hatte. Sie lautete:

„Euere Durchlaucht!

Unwegsame Gegenden, unfahrbare Straßen, Mangel an Lebensmitteln und Geld zur Auszahlung des rückständigen Soldes zwingen mich, — soll nicht die Hälfte der Officiere von den eigenen Leuten erschossen, das Kriegsvolk selbst aber von den Bauern und nachrückenden Soldtruppen der ob der Ennsischen Stände niedergelegt werden, — gerade auf Prag zu marschiren,

wo sich Lebensmittel und Geld in Hülle und Fülle vorfinden. Se. Majestät der Kaiser könnte aus der Noth eine Tugend machen, und sich mit Hülfe unserer Leute von dem utraquistischen Lumpenpack, das ihm den Majestätsbrief abgerungen, befreien."

Unterzeichnet war das Schreiben mit: „Namee, Feldoberst."

Dem Grafen Lobkowitz war nun so viel klar, daß der Cardinal in die Burg geeilt sei, dem Kaiser Nachricht zu geben. Wie erstaunte er daher, als er den Ueberbringer der Depesche, welchen Ditrichstein noch auf der Treppe ereilt hatte, von den Bedienten des Cardinals in die Mitte genommen, gefänglich abführen sah.

Der Ueberbringer, der sich augenscheinlich für eine hochwichtige Person hielt und es in diesem Augenblicke zufällig war, hatte sich, wie Lobkowitz beim Fackelschein bemerken konnte, in die Brust geworfen und leidenschaftlich zu gesticuliren angefangen. So klein, dick und alt auch der Gefangene war, so schien doch das Herz eines Löwen in seiner Brust zu schlagen, er brüllte wenigstens so laut wie ein Löwe, daß Lobkowitz jeden Augenblick besorgte, das Geschrei des alten Mannes würde seine Gäste an das Fenster locken; freilich hatte er die Tischmusik angewiesen den geräuschvollsten Marsch, den er

kannte, aufzuspielen, freilich strengten sich die Trompeter außergewöhnlich an, den Zuhörern das Trommelfell zu zerreißen; der wackere Caspar Hummel, der gewohnt war den Schall des Kupferhammers zu übertönen, drohte mit seiner Stimme den Sieg über die metallenen Zungen der Trompeter davonzutragen. Er schrie laut: „Das ist also der Lohn der Bürgertreue, daß man unsere Pferde stiehlt, unsere Familien beschimpft,“ — er gedachte der Wegführung seines Töchterchens, — „die Familienväter in's Gefängniß schleppt! O, ich Gimpel, warum habe ich in meiner blinden Ehrfurcht die verfluchte Depesche nicht gelesen? ich wollte ihren Inhalt ausschreien, wie der Quacksalber die Tugenden seiner Heilmittel! O, ich dumme Gans, warum mußte ich meinen Eifer für Ruhe, Ordnung und Sicherheit so weit treiben, meinen eigenen Kopf in die Schlinge zu stecken? Herr Cardinal, Herr Cardinal!“

Ditrichstein wandte sich bei dieser lauten Anrufung unwillig um. „Was gibt es wieder, unbändiges Thier?!“

„Ich bin noch ungegessen.“

„Was kümmert das mich?“

„Pfui! Euch als Priester sollte es nicht kümmern, wenn Jemand, hungerig und durstig, Gott weiß wohin geschleppt wird? Herr Cardinal, ich möchte speisen!“

„Ihr werdet später essen.“

„Ja, vielleicht mit meinen seligen Großeltern.“

„Ihr sollt sogar mit mir speisen.“

„Das ließe sich hören.“

„Ich gebe noch mein Wort darauf und knüpfe nur eine Bedingung daran, daß Ihr von jetzt an bis zu dem Augenblick, da wir allein sein werden, Schweigen beobachtet.“

„O ich werde schweigen.“

„Daran erkenne ich einen Mann von Charakter.“ Der Kupferschmied nickte beifällig, sprach aber kein Wort mehr.

Indeß wurde über der reizenden Musik und dem kühlen Wein die kleine Unterbrechung bald vergessen; Herr von Lobkowitz war von einer Liebenswürdigkeit, die man bei dem großen Ernst, den er sonst an den Tag legte, nicht hätte vermuthen sollen, er forderte seine Gäste förmlich zu einem Trinkturnier, zu einem Wettstreit der Unmäßigkeit auf und füllte eigenhändig jedes leer gewordene Glas. Die edle Dame Polixena fand ihren Gatten, dem jedes Uebermaß gräuelhaft war, vollends unbegreiflich, nie noch hatte Albert Zdenko zu einer Handlung aufgefordert, die er selbst mißbilligte. Endlich verlangte Lobkowitz, seine Nichte solle singen.

Welch' wunderlicher Einfall! Das über ihres Va=

ters Loos zum Tode betrübte Mädchen zum Singen aufzufordern. Eva blickte ihren Oheim scharf an und glaubte in seinen Augen etwas zu bemerken, das ihr sagen sollte: „Es ist keine bloße Laune — Du mußt singen.“ Zu Polixena's größerem Erstaunen willigte die trauernde Jungfrau ein und erklärte sich bereit zu singen.

Eva besaß eine Stimme, die sie heut' zu Tage zur gefeiertsten Sängerin gemacht hätte, und hatte kaum ein paar Tacte zur allgemeinen Bewunderung gesungen, als Heinrich Mathias Thurn, der schon eine halbe Stunde in dumpfem Hinbrüten versunken gesessen hatte, plötzlich sein Glas ausstürzte und den Sessel rückte. Liechtenstein blickte den Grafen fragend an. „Pah, sie hatte eine schlechte Stimme, das ist Alles,“ sagte er.

„Das ist nicht die wahre Ursache,“ erwiderte Liechtenstein, indem er den Grafen forschend ansah, „Fräulein Eva hat noch nie so herrlich gesungen.“

„Nun wohl, ich fürchte durch den Singsang eingeschläfert zu werden.“

„Ah ihr möchtet wach bleiben?“

„Wach und wachsam.“

„Da wüßte ich nichts besseres als die kühle Abendluft.“

„Ihr mögt recht haben, ist Euch ebenfalls warm?“

„Mir nicht, ich bleibe.“

„Und ich gehe." Thurn wandte sich an die anwesenden Utraquisten und sagte, als das Lied unter stürmischen Beifall geendet hatte: „Findet ihr nicht meine Herren, das es in diesem Saale raucht?"

Der Herr des Hauses behandelte die Rede des Grafen als Scherz und auch die Anderen wußten nicht, was sie daraus machen sollten, Thurn sah sich genöthigt sich verständlicher zu machen, er setzte daher lachend hinzu: „Ich bilde mir ein, daß mit jener Depesche die unser Wirth dem Cardinal übergeben, ein ganz besonders brandiger Geruch in den Saal gedrungen."

Lobkowitz mußte sich abwenden, um seine Verwirrung zu verbergen, den utraquistischen Gästen wurde aber der verborgene Sinn offenbar. Sie beklagten sich insgesammt über denselben Rauch, der nicht existirte, und verließen aller Vorstellungen ungeachtet den Palast.

Lobkowitz blieb mit seinen katholischen Gästen allein; als sich diese von dem lästigen Druck, welchen die Anwesenheit feindlich gesinnter Menschen stets ausübt, befreit sahen, steigerte sich die Lustbarkeit bis zum Freudentaumel.

Viele Gesundheiten wurden ausgebracht, man trank auf die Dame vom Haus, auf das Wohl der schönen Sängerin, auf den Sieg der katholischen Mut-

terkirche, auf den Untergang der Ketzer, kurz man glaubte sich im Schoos der Seinigen keinen unnützen Zwang auferlegen zu dürfen.

Um ein Uhr nach Mitternacht, eben hörte man den Stundenschlag von St. Veit herüberklingen, loderte plötzlich südwärts der Stadt eine Feuergarbe auf, es stand ein, zwei, drei Minuten an, der Himmel blieb so unergründlich dunkel wie vorhin, auf einmal blitzte ein Lichtbündel vom „Lorenziberg“ auf.

Der Obristhofmeister sagte mit großem Gleichmuth zu dem Hausherrn gewendet; „Seht Lobkowitz am Himmel streiten sie sich, wer hier in diesem Königreiche Böhmen König sein solle, Rudolf oder Mathias.“

„O, wenn sich die Menschen nicht einmengen,“ entgegnete Albert Zdenko, „und dieser Streit der himmlischen Gerechtigkeit überlassen, dann bin ich es vollkommen zufrieden.“

„Aber es scheint, daß sich die Menschen ein klein wenig einmischen und da der Beweis, — bemerkt ihr dort unten rechts vom „weissen Berg“ nicht ein Gewimmel, als ob es von Ameisen herrührte, von Ameisen, die aber Feuerröhre und Donnerbüchsen mit sich führen? Wenn ich den friedfertigen Sinn Sr. Majestät nicht so genau kannte, so würde ich selbst behaupten, es sei das Passauervolk.“

Lobkowitz erblaßte, es war wirklich Obrist Ramée, der mit den im Bisthum Passau, auf Rudolf II. Rechnung, geworbenen Truppen, in Eilschritten auf Prag zuzog.

Die versammelten Gäste, welche bei Liechtenstein's Worten gelacht hatten, äußerten die größte Bestürzung als sie sich durch den Augenschein überzeugt hatten, daß aus dem Scherze bitterer Ernst geworden.

Der Herr des Hauses rieth ihnen den Hradschin und die Kleinseite nicht zu verlassen.

Die, welche in diesem Theile der Stadt wohnten gehorchten freilich gerne dem Rath ihres Wirthes, während Diejenigen, welche jenseits der Moldau zu Hause waren, dem Hausherrn im Inneren zürnten, daß er sie den Augenblick versäumen ließ, wo sie noch in voller Sicherheit nach Hause gehen hätten können.

4.

Der Erzherzog, welcher umsonst bemüht gewesen war den Kaiser zu sprechen, hatte sich in das Hauptquartier Ramées, das sich in der Gegend des Stern's befand zurückbegeben.

Noch heute dehnt sich ein großer Thiergarten in jener Richtung aus, damals war es ein hoher, dichter Forst, der sich fast bis an die Stadtwälle erstreckte.

Oberst Ramée hatte ungefähr zehntausend Fußknechte und zweitausend Reiter unter seinem Commando, Leute aus verschiedener Herrn Länder; Baiern, Passauer und Salzburger bildeten der Kern der kleinen, für jene Zeiten aber höchst erschrecklichen Armee, doch fehlte es nicht an Wallonen, Italienern, Franzosen und selbst Spaniern, welche die in Passau gerührte Werbetrommel, unter den Fahnen des Bischofs versammelt hatte.

Der Erzherzog hatte bis zu diesem Augenblicke vom Kaiser, zu dessen Unterstützung diese Truppen bestimmt waren, auf die vielfachsten Anfragen keine einzige, entscheidende Antwort erhalten können. Rudolf, der von seinem Bruder um Entlassung der Kriegsknechte und von Leopold um ihre Benützung bestürmt wurde, konnte zu keinem Entschluße gelangen.

So standen die Dinge, als Ramée die Truppen nach Prag führte.

Die Flammengarben, welche am Lorenziberge, emporgestiegen, wurden vom Schloß aus eben so gut und noch besser bemerkt, als von den Fenstern des Lobkowitz'schen Palastes.

Der Erste, der den Strahlenbündel gesehen hatte, war der Cardinal, aber auch dem Grafen Thurn, der etwa zwanzig Schritte vom Cardinal entfernt stand, waren diese Wahrzeichen nicht entgangen.

Gleich nach dem Auflodern des Strahlenbündels hörte man eine schwache Entladung eines Geschützes.

„Ach, sie führen auch Geschütze mit sich," sprach Graf Thurn, der, ohne vom Cardinal gesehen zu werden, im Schatten einer Mauer gestanden war.

Der Cardinal wendete sich erschreckt um und erblickte den Grafen.

„Gut," sagte Dietrichstein, „sehr gut, daß Sie da sind, Graf. Kommen Sie mit mir zum Kaiser!"

„Wie zum Kaiser?"

„Einfach durch die Thüre."

„Was fällt Euch ein, Eminenz? — Es ist nach Mitternacht und der Kaiser schläft!"

„Man wird ihn wecken."

„Aber der Kammerdiener Lang —"

„Was kümmert uns der Bediente?"

„Aber des Kaisers Zorn —"

„Ich nehme Alles auf mich."

„Nun wohl, ich bin bereit!"

„So gehen wir."

Nach diesem kurzen Dialoge verloren sich die beiden Männer in den Gängen der Burg.

Der Kaiser schlief wirklich nicht, wie Thurn vermuthete, er arbeitete mit dem angestrengtesten Fleiße und zwar so emsig, daß ihm dicke Schweißperlen auf der Stirne standen.

Rudolf saß nämlich beim Lampenscheine im Laboratorium, neben einem kleinen, zierlichen Ambos, neben welchem ein Schmelztiegel seinen Platz hatte, während auf einer Marmorplatte dünne Goldblättchen aufgeschichtet lagen.

Was that aber der Kaiser? — Er hämmerte.

Als der Thürsteher den Cardinal meldete, gerieth der Kaiser in Wuth und erklärte, er würde den Cardinal-Erzbischof sammt Inful und Stab zum Fenster hinauswerfen, wenn er sich zeigen sollte.

Dietrichstein konnte jedes Wort hören, da die Thüre halb offen geblieben war, dessen ungeachtet trat er ein und zog auch den Grafen mit sich.

Rudolf knirschte mit den Zähnen und vermochte aus Zorn über diese Störung kein Wort hervorzubringen.

Der Cardinal machte keine lange Einleitung und sagte:

„Die Passauer sind da!"

„Meinethalben mögen sie sein, wo sie wollen, wenn es nur nicht hier bei mir ist."

„Aber sie werden auch hieher kommen!"

„Sehr gut, wenn sie mich von den Aufdringlichkeiten meiner Unterthanen befreien."

„Es ist möglich, daß sie das thun," erwiderte der Cardinal, ohne sich den Anschein zu geben, als wenn er wüßte, daß der Kaiser auf ihn selbst zielte, „dann muß man ihnen aber Befehle geben."

„Ich bin gewohnt, meine Zeit zu wählen!"

„Um so weniger scheint dieß bei dem Kriegsvolk

der Fall zu sein, da es um diese Stunde den Einzug in eine befreundete Stadt hält."

„Ich habe Niemanden dazu ermächtigt."

„Dann geschieht es nothwendig gegen Eurer Majestät Willen."

„Ich will mich darum nicht mit Eurer Eminenz zanken, das aber weiß ich, daß es mir viel lieber wäre, Ihr könntet mir sagen, was ich thun muß, um diese Glieder" — er deutete auf die vor ihm liegenden Bestandtheile einer goldenen Kette — „in einander zu fügen."

Der Cardinal mußte seine Unwissenheit seufzend eingestehen.

„Oder wisset Ihr vielleicht Auskunft?"

Der Kaiser sagte dieß zu dem Grafen gewendet, aber auch Graf Thurn war nicht in der Lage, den gewünschten Rath zu ertheilen.

Rudolf sagte hierauf zornig:

„So macht, daß Ihr fortkommt, wenn ihr nichts weiter versteht, als fleißige Menschen in ihrer Arbeit zu stören. Ich gäbe gerne einen Monat meines Lebens, wenn mir jetzt gleich in diesem Augenblicke Jemand den Vortheil lehren möchte, um diese Kette zusammen zu fügen."

„Würden Eure Majestät dann geneigt sein, sich von Staatsangelegenheiten zu unterhalten?"

„Ich würde mich sogar nicht einmal zu Bette legen."

„Ich will mein Möglichstes thun."

Dietrichstein wendete sich dem Ausgange zu.

„Je, nur keine Thorheiten, Herr von Dietrichstein, Ihr wollt doch nicht mitten in der Nacht einen Goldschmied hieher bescheiden?"

„Nein, Majestät, aber der Mann ist schon hieher beschieden."

„Wie, Ihr hättet einen Goldschmied mit Euch? — Das war einmal eine prächtige Idee!"

Der Cardinal entfernte sich und kam nach wenigen Minuten, während welcher der Monarch, die Gegenwart des Grafen Thurn völlig außer Acht lassend, in seiner Arbeit fortgefahren war, mit dem Kupferschmiede zurück.

„Da bringe ich Eurer Majestät," sagte Dietrichstein lächelnd, „einen Mann, der Bescheid weiß."

Rudolf sah den ehrlichen Bürger, der vor Verlegenheit nicht wußte, was er mit seinen Armen und Beinen beginnen sollte, einen Augenblick starr an und sagte mit würdevollem Ernste:

„Nähert Euch, Mann!"

Caspar Hummel rückte einen Schritt vor.

„Noch näher!"

Der Kupferschmied that einen weitern Schritt.

„Unter welchem Zeichen seid Ihr geboren?"

Die Frage klang dem wackeren Bürger so befremdlich, daß er sich dieselbe von dem Cardinal wiederholen ließ.

Zufällig erinnerte er sich, daß es die Wage gewesen.

Der Kaiser nickte und frug weiter:

„In welchem Jahre?"

„Man schrieb damals eintausend fünfhundert achtundvierzig."

„Dann ist es gut," versetzte der Kaiser, „eintausend fünfhundert achtundvierzig war Jupiter Jahresregent."

Hummel glaubte mit offenen Augen zu träumen, so gar keinen Zusammenhang vermochte er in den Reden des Kaisers zu entdecken; da aber seine beiden Begleiter ernst blieben, so blieb er es auch.

Rudolf frug ihn nun um seinen Stand und seine Verhältnisse, und bedauerte es sehr, als er hörte, daß Hummel nur Kupferschmied sei.

„Ich hätte lieber gehabt, Ihr wäret ein geschickter Goldschmied," sagte der Kaiser.

Zur nicht geringen Beruhigung des Cardinals

konnte Hummel mit gutem Gewissen die Versicherung geben, daß ihm auch das Goldschmiedhandwerk nicht fremd sei.

Nach zehn Minuten saß der wackere Mann schon vor dem Ambos und hatte die angefangene Arbeit wieder aufgenommen.

Rudolf aber war überglücklich, mitten in der Nacht unerwarteten Beistand gefunden zu haben.

Er ließ sich von dem Kupferschmiede einen feierlichen Eid schwören, seine Anwesenheit im Schlosse nicht zu verrathen. — Dieß Alles, um seine Mechaniker zu ärgern, die nicht begreifen würden, wie er, der Kaiser, mit der goldenen Kette allein zurecht gekommen.

Cardinal Dietrichstein, der das Außerordentlichste geleistet, und dem gekrönten Goldschmiede um ein Uhr nach Mitternacht einen geschickten Gesellen zugeführt hatte, glaubte nun auf die Staatsgeschäfte zurückkommen zu dürfen.

Der Kaiser war eben so ganz Aug' und Ohr für Meister Hummel, so daß es völlig vergebens schien, seine Aufmerksamkeit fesseln zu wollen.

Da war es abermals der Zufall, der in der Gestalt des Kupferschmiedes dazwischen trat.

Der ehrliche Meister, der sich vom ersten Schreck erholt hatte, wußte sein Selbstvertrauen schnell zu ge-

winnen; er erblickte, seit er an einem und demselben Stücke mit dem Kaiser arbeitete, in Rudolf II. nur einen etwas wohlhabenderen, dafür aber auch minder geschickten Collegen, so einen Nachbar Widtmann.

Er zögerte daher nicht, ein kleines Gespräch anzuknüpfen, das er ungefähr so einleitete:

„Ich war heute schon einmal auf dem Wege zu Eurer Majestät Behausung.“

„O, es sind täglich viele Tausende auf dem gleichen Wege! Mich selbst habt Ihr ja nicht gesucht?“

„Das nicht, aber einen Pferdedieb, der sich hieher geflüchtet und eine Kindsmagd, die sich von hier weg geflüchtet.“

Der Kaiser runzelte unmerklich die Stirne und frug gleichgültig, ob man sich des Diebes bemächtigt habe. —

„Des Diebes nicht, aber des Bestohlenen!“

Der Kaiser mußte laut auflachen.

„Es ist, wie ich sage; dem Diebe führte der Herr Kammerdiener sogar das schönste Pferd zu, während der arme Teufel Prügel bekommen sollte.“

„Und Ihr sagt, Ihr wäret dabei gewesen?“

„Ob ich dabei war; wollte ich dem Halunken von Courier doch die verlorene Depesche zurückstellen!“

„Ein Courier war der Pferdedieb?“

„So ist es!“

„Und habt Ihr ihm die Depesche zurückgegeben?“

„Leider nein; da er aus Furcht vor mir“ — dieß sagte der Bürger nicht ohne Selbstgefühl — „Reißaus nahm.“

„Und weßhalb sagt Ihr leider?“

„Weil mich dieser schöne Herr“ — auf den Cardinal deutend — „zum Lohn für meinen Patriotismus verhaften ließ.“

„Wie, Eminenz, Ihr hättet den armen Teufel verhaften lassen?“

Jetzt war die Reihe an dem Cardinal. Er zog die bewußte Depesche aus der Tasche, bewies dem Kaiser, daß man zu einem Entschlusse kommen müsse, und hatte nun Zeit, so lange und so viel er wollte, über Staatsangelegenheiten zu sprechen.

Nur ein Punkt war unaufgeklärt geblieben, was aus dem Courier geworden sei.

Da erinnerte sich Hummel, den Kammerdiener „Durchlaucht“ sagen gehört zu haben.

„Das Pferd“, meinte Meister Hummel, „müsse „Durchlaucht“ geheißen haben —

„Wie sah das Thier aus?“

„Es war ein Goldfuchs.“

„Und hatte einen Stern auf der Stirne?“

„Ja, einen Stern!"

„Dann war es Lang's Fatime."

„O, es war ein Pferd!"

„Ja, aber ein weibliches Thier."

„Wenn das meine Frau hörte, daß Herr Lang seine Rosse mit Frauennamen nennt —"

„So wäre ihr das sehr unangenehm?"

„Sie würde den Herrn Lang steinigen!"

„Gut, so werde ich sie nie in meinen Marstall führen."

„Tragen Euer Majestät Pferde ebenfalls Menschennamen?"

„Alle!"

„Dann ist es besser, wir lassen meine Frau aus dem Spiele."

„Und Ihr erinnert Euch vollkommen gut, das Wort „Durchlaucht" gehört zu haben?"

Der Kupferschmied nickte mit dem Kopfe.

„Dann war es Leopold!" sagte der Kaiser, sich mit allen Zeichen des Erstaunens an den Cardinal wendend. —

„Und Ihr habt meinen Kammerdiener mit ihm sprechen gehört?"

„So gut, als ich Eure Majestät jetzt höre."

„Weßhalb der Erzherzog mir seine Ergebenheit nicht bezeugte?"

Der Cardinal ergriff die Gelegenheit, seinem Herrn und Kaiser eine scharfe Lektion zu ertheilen, und sagte mit dem größten Gleichmuthe:

„O, es wird ihm an dem guten Willen nicht gemangelt haben, ja, es spricht Vieles dafür, daß dieß der einzige Zweck seines Hierseins war!"

„Warum ist er denn nicht gekommen?"

„Das wage ich Eure Majestät und Dero Kammerdiener zu fragen."

Der Monarch erröthete schwach und sagte: „Ich habe allerdings Verbot ertheilt, mich zu stören, deßungeachtet hätte mir Lang melden sollen —"

„Ach, das Melden hätte wenig genützt; Lang hätte nicht melden, sondern den Erzherzog zu Eurer Majestät führen, ja nöthigen Falls die Thüre sprengen sollen. Diese zwölf tausend Mann, die Eurer Majestät die verlornen Länder und Städte zurückgeben könnten, dürften nun den Rest der zahlreichen Kronen kosten, die sich noch in Eurer Majestät Händen befindet."

Rudolf athmete tief auf, in seinen Gesichtszügen malte sich eine solche Rathlosigkeit, daß jeder Staatsmann ihn aufgegeben haben würde. Graf Thurn verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln, ihm war die

Ankunft des Passauer Kriegsvolkes ein Freudenfest, da es dem königlichen Ansehen den letzten Stoß geben mußte; die Lage Rudolf's war im höchsten Grade peinlich, Entschlossenheit konnte noch retten. Thurn hielt es für seine Aufgabe jeden Versuch dem Kaiser Energie einzuflößen, zu vereiteln.

Der Cardinal hatte den Grafen genöthigt, ihn zum Kaiser zu begleiten, um ihn zu überwachen, der Graf ließ ihn aber diesen Handstreich durch die Rathschläge, die er ertheilte, tief bereuen. Unglücklicher Weise harmonirten die Einflüsterungen des Grafen mit dem friedliebenden Sinne des Monarchen.

Graf Thurn mahnte von jeder entscheidenden und wirksamen Maßregel ab, je mehr die kaiserlichen Entschließungen das Gepräge der Halbheit an sich trugen, desto kräftigere Unterstützung fanden sie bei Thurn.

Der Graf wollte nicht, daß der Kaiser das Vertrauen der Nation verdiene und noch viel weniger, daß er die Hülfe des Erzherzogs unbedingt annehme und zum Schaden seiner Partei anwerbe.

Er sagte daher im Tone der größten Unterwürfigkeit, „daß er sich nicht getraue dem weisesten Monarchen des Jahrhundertes Rath zu ertheilen, sondern im Gegentheil sich Verhaltungsmaßregeln ausbitte."

„Zweierlei," sagte er, „gestatteten ihm die Umstände

nicht zu thun, er dürfe mit dem eingedrungenen Gesindel nicht gemeine Sache machen, sich ihnen aber auch nicht mit den Waffen in der Hand widersetzen, so lange sie der Kaiser nicht für Reichsfriedensstörer erklärt habe; das Letztere könne aber Seine Majestät nicht, da der Erzherzog dadurch unverdienter Massen in die größte Verlegenheit gebracht würde. „Ich," fügte er mit einem Anflug von Humor bei, „werde mir des Kaisers Majestät zum Vorbild nehmen und unterhandeln."

Durch dieses einzige mit so großer Bescheidenheit vorgebrachte Wort, hatte er dem Kaiser den bequemsten aber zugleich unseligsten Weg gezeigt, der eingeschlagen werden konnte. Der Kaiser wollte von diesem Augenblicke an, nichts mehr von entscheidenden Maßregeln hören, sondern befahl seinen Räthen zu unterhandeln. Dietrichstein, Hangwald, Hegemüller und Barwitzius mußten sich diesem höchst undankbaren Geschäft unterziehen, der Kaiser fuhr, während Pulverkarren in die Luft flogen, die Kanonen donnerten, Kleingewehrfeuer knatterte, während Klöster angezündet, Mönche gemordet und Nonnen entehrt wurden, fort, an seinen Friedensketten zu arbeiten. Graf Thurn hielt es bei dieser Gemüthsverfassung des Kaisers für unnöthig, sich irgend einem Entschluß zu widersetzen; er verabschiedete sich, aber auch der Cardinal sah ein, daß für ihn jetzt nichts auszurichten sei.

Niemand fühlte sich glücklicher als der Kaiser, der sich nur dann am wohlsten fühlte, wenn er sich mit Künstlern oder Mechanikern unterhalten konnte. Er belehrte den ehrlichen Bürger über die Bedeutung der Ketten, an denen Beide schmiedeten; es waren Ordensketten, welche für Verdienste des Friedens ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses ertheilt werden sollten. Bereits hatte der Kaiser zwei solche Ketten zur Belohnung für geheimen Abfall von seinem Bruder Matthias an Herren von österreichischem Adel ertheilt; die Barone von Buchheim und Stahremberg hatten die Auszeichnung empfangen.

Die Ketten waren eben fertig geworden, als die Nacht der Morgendämmerung Platz machte. Der Monarch entließ seinen Mitarbeiter mit vielen Gnadenbezeugungen und schenkte ihm eine kunstvolle Medaille mit seinem eigenen Brustbilde.

Den grauenden Morgen bezeichnete ein Getümmel, wie es nur in einer eben eroberten Stadt vorzukommen pflegt. Oberst Ramée rückte auf der Kleinseite vor die Fußknechte stürmten den steilen Berg hinan, um sich mit dem Hradschin in Verbindung zu setzen. Die Einwohner widersetzten sich dem fremden Kriegsvolk, man schoß aus Fenstern und Thüren und unterrannte die Reiter mit vorgehaltenen Picken. Von den Dächern

flogen Ziegelsteine nieder, und die Weiber schütteten heißes Wasser auf die kaiserlichen Truppen; das versetzte die Passauer, die bis dahin gute Mannszucht bewahrt hatten, in Wuth, sie richteten nun die Gewehrläufe nach jedem Fenster, an dem sich Jemand zeigte und stürmten solche Häuser, aus welchen geschossen worden war. Sechshundert Soldatenleichen deckten bereits die Sporergasse, die Zahl der in den Häusern oder an den Fenstern erschossenen Städter hatte man nie in Erfahrung gebracht.

Jetzt fing der utraquistische Adel zu fürchten an, daß das Kriegsvolk noch weitere Fortschritte machen und sich zuletzt der ganzen Stadt bemächtigen könnte.

Graf Thurn als Generallieutenant beorderte daher den Obersten Leonhard Colonna von Fels, nach der Altstadt Prag, um dort die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen, während er, seine friedliche Gesinnung ganz vergessend, sich selbst mit fünfzig Pferden den rastlos vordringenden Passauern entgegen warf. Der Zusammenstoß fand unweit des Schwibogens der Wälisch-Gasse statt.

Wenn Thurn auch kein großes Feldherrn-Talent besaß, so besaß er doch vielen Muth und wahre Ritterlichkeit, er stellte sich an die Spitze der Seinen und stürzte auf den Feind los, fünfzig gegen achttausend, er durchbrach zwei, drei, vier dichtgedrängte Reihen, als

er gegen die fünfte ansprengte, traf ihn eine feindliche Picke so kräftig an der Achsel, daß er vom Pferde stürzte; die Seinen sahen ihn fallen und schwankten, nur mehr zur Hälfte kampffähig, indem sie den verwundeten Anführer in ihre Mitte nahmen. Die Kunde von dem Fall des Generallieutenants verbreitete sich mit Blitzesschnelle auf der ganzen Kleinseite und machte jedem ferneren Widerstande ein Ende. Die ermüdeten, verzweifelten Bewohner hatten nur mehr die Kraft, weiße Tücher als Zeichen ihrer unbedingten Unterwerfung aus den Fenstern wehen zu lassen und die Barmherzigkeit der Kriegsknechte anzurufen.

Zwanzig Boten zugleich trafen in der Königsburg ein, um von dem Kaiser die Rettung der Stadt zu erflehen.

Herr Philipp Lang hätte sie vielleicht insgesammt abgewiesen, wenn er nicht anderswo beschäftigt gewesen wäre; die zwanzig Boten stießen daher nicht auf den Kammerdiener des Monarchen, sondern auf minder gewaltige Männer, wie Adam Waldstein, den Landgrafen von Fürstenberg, den Rath Barwitzius und Herrn von Ditrichstein.

Der Kaiser, der sich gerade mit seiner Lieblingsstute „Resta in Casa“ unterhielt und sie Salzbrod aus der Hand fressen ließ, wollte von nichts wissen und

hieß seine Räthe sich mit sammt den zwanzig Boten zum Teufel scheeren, da mengte sich der Maler Johann von Achen, der gerade einen Vetter auf der Kleinseite wohnen hatte, in den Handel und bemerkte dem Kaiser, daß er zwei angefangene Bilder dort stehen habe. Das bewog den Monarchen dem Morden Einhalt zu thun. Er ließ den Passauern und Einheimischen gleichmäßig jeden ferneren Angriff untersagen und verlangte für den Vetter des Malers oder vielmehr für die beiden Bilder eine besondere Sicherheitswache. Zufolge dieses Befehles wurde nicht mehr geplündert, sondern nur gemordet.

Wenden wir aber unsere Augen von den Schrecknissen eines eroberten Stadttheiles ab und sehen wir, womit sich Herr Philipp Lang so angelegentlich beschäftigt.

— ———

5.

Lang war seit Mitternacht wider Willen der Kammerdiener eines neuen Herren geworden.

Der gute, treue Diener, welcher sich bereits hundert tausend Thaler, ein Rittergut und einen Adelsbrief verdient hatte, kehrte eben nach vollendetem Tagewerke zu seiner ihm ebenbürtigen Gattin zurück und sah bereits die beleuchteten Fenster seines am Abhange des Hradschin's mitten in einem Garten gelegenen Hauses und sagte zu sich:

„Merkwürdig hell an diesen Fenstern! sollte fast glauben, es sei große Gesellschaft.“

Mit diesen selbstgefälligen Bemerkungen näherte sich der Kammerdiener seinem Hause immer mehr und stand eben im Begriff seinen Schlüssel in das Schloß der Hausthüre zu stecken, als er sich von einer Patrouille am Arme gefaßt sah. Er war, — man muß es gestehen,

mehr erstaunt als erschreckt, das man wagen konnte, ihm, den Günstling der kaiserlichen Majestät, in den Weg zu treten, er sagte sich: „Was ist es anders als ein neuer Beweis zarter Vorsorge für mein Eigenthum, man hat meine Wohnung mit einer Sicherheitswache umgeben.“ Diesen Gedanken folgend, wehrte er die Patrouille sanft ab und sprach:

„Laßt meine guten Freunde, ich bin es selbst, der Herr dieses Hauses, der da hinein will.“

Aber o merkwürdiges Ereigniß! Der Soldat lachte ihm in's Gesicht und zerrte ihn so gewaltig, daß Lang um Hülfe schrie. Der laute Ruf lockte in der That einen Mann an's Fenster, der dem Soldaten zurief, er möchte seine Beute fahren lassen. Der Mann war Erzherzog Leopold.

Der Kammerdiener, der den Prinzen nicht gleich erkannte, schrie zornig über die Frechheit des Eindringlings, der es gewagt in sein, eines ehrlichen Mannes Haus nächtlicher Weile einzudringen. Der Erzherzog erwiederte vom Fenster aus:

„Es geschieht Dir vollkommen recht, warum hast Du mir den Zutritt zu Seiner Majestät verwehrt? Hättest Du mich vorgelassen, so schliefe ich jetzt in der Burg nnd Du könntest Dich in Dein Bett legen, da

aber Noth kein Gebot kennt, so wirst Du für diese Nacht wohl ein anderes Lager suchen müssen."

„Aber mein Weib?" wagte der unglückliche Kammerdiener zu stammeln.

„Ei um die alte Hexe kannst Du ganz unbekümmert sein, ich würde jedem meiner Soldaten den Kopf abschlagen lassen, der sich unterfangen würde —."

„Nehmen Euer Durchlaucht den Dank eines treuen Gatten."

„Noch nicht, — ich sagte, daß ich Jedem, der sich unterfinge, Dein Weib zu berühren, den Kopf abschlagen lassen würde, aber warum glaubst Du?"

„Aus angebornem Edelmuth natürlich."

Die Durchlaucht brach in ein ungeheures Gelächter aus.

„Edelmuth? Da irrst Du Dich gewaltig, Edelmuth ist es nicht, sondern Schönheitssinn, denn Du wirst doch nicht glauben wollen, daß ich meine Mannschaft mit solcher Beute abfertige?"

Der Kammerdiener wagte keine weitere Bemerkung und wollte sich in einen Winkel seines Hauses zurückziehen. Dieß war aber nicht die Absicht des Erzherzogs und er ließ ihn augenblicklich zu sich fordern.

„Lang meine Stiefel schmerzen mich."

Der Kammerdiener machte eine Geberde um sein

inniges Mitleid auszudrücken. Der Erzherzog lehnte sich in den hohen Stuhl zurück und begann auf's Neue:

„Lang meint ihr nicht, daß es das Beste sein wird, die Stiefel zu wechseln?"

„Unstreitig Durchlaucht."

„Nun wohl, hilf mir die Stiefel ausziehen."

Der Kammerdiener, Ritter und Gutsbesitzer kniete nieder uud zog dem Erzherzoge die Stiefel vom Fuß.

„Lang gieße mir Wasser auf die Hände."

Der Kammerdieuer ergab sich seufzend in den Willen des Prinzen.

„Lang reiche mir das Hemd, ich will ein frisches Hemde nehmen."

Der Kammerdiener warf dem Erzherzoge auch das Hemd über den Kopf.

„Lang, das Soupee!"

Der Kammerdiener beeilte sich den Wunsch des Erzherzogs zu erfüllen, er stieg in die Küche hinab; wie erschrack er, als er seine Frau mit verbundenem Kopfe am Herde stehen und Brühe rühren sah, die gute Frau hatte eine furchtbare Beule, welche ihr ein Soldat geschlagen, dem sie ein Glas Wein verweigert hatte.

Lang ließ den Tisch decken, der Erzherzog aber wieder abräumen, indem er dem Kammerdiener bemerkbar machte, daß er nur auf Silber zu speisen gewohnt

sei, der filzige Hofdiener sah sich genöthigt, sein Silbergeschirr aus finsteren Kisten und Kästen an's Tageslicht zu fördern. Nun war es der Prinz zufrieden, aß und trank mit gutem Appetit und machte einige schauerliche Witze über den Kammerdiener, so betrachtete er beispielsweise das Wappen an einem silbernen Teller und erstaunte, daß es kaiserlich sei. Augenblicklich wandte er sich an Lang und frug ob er sein Silber-Service für einen Strick abtreten würde; als Lang verblüfft darein schaute erklärte der Erzherzog lachend, daß er den Galgenstrick meine, welchen Lang unstreitig durch den Raub des Silbers verdient habe.

Der erschrockene Kammerdiener vermochte kaum zu stammeln: „Geschenk Euer Durchlaucht, kaiserliches Geschenk!" worauf der Prinz erwiederte: „Wenn mein Cousin bereits anfängt die Teller und Schüsseln von der Tafel weg, zu verschenken, dann scheint es mir an der Zeit, auch um eine und die andere Kleinigkeit wie eine Königskrone oder einen Herzogshut zu bitten."

Der Kammerdiener lächelte schuldigen Beifall.

Der Erzherzog wandte sich mit großer Freundlichlichkeit zu ihm und sagte:

„Ich merke, daß Du Sr. Majestät sehr viel verdankest."

„O, was das betrifft, Alles! Alles!"

„Diese Wahrheitsliebe entzückt mich!"

„Ist so meine Gewohnheit."

„Entzückende Gewohnheit."

„Sehr gnädig."

„Ihr seid natürlich ein dankbarer Diener?"

„O ich stürzte mich für Sr. Majestät in die Flammen."

„Das würde dem Kaiser wenig Nutzen bringen."

„Aber ich wäre es im Stande zu thun."

„Stets neue Tugenden, Dankbarkeit noch seltener als Wahrheitsliebe."

„In der That."

„Nun will ich Euere Dankbarkeit auf die Probe stellen."

Lang's rothes Gesicht wurde vor Angst noch röther, er wackelte unruhig, bald den einen bald den anderen Fuß in die Höhe ziehend, vor dem Erzherzog auf und ab, und wiederholte, über eine Antwort verlegen, die letzten Worte des Prinzen „auf die Probe stellen."

„Ich habe ein hübsches Häuflein Soldaten mitgebracht."

„Wirklich sehr stattlich."

„Findet ihr das auch?"

„Eine ganze Armee."

„In der That es ist eine kleine Armee. Diese Ar-

mee will erhalten sein und ich habe mich in Jüllich völlig aufgezehrt."

„O Sr. Majestät —"

„Es ist hier nicht von der Majestät die Rede, ich glaube, daß sich da eine schöne Gelegenheit zur Dankbarkeit zeigte, so ein Mal hundert tausend Thaler reichten gerade zur ersten Abschlagzahlung auf den rückständigen Sold hin."

Der Kammerdiener war durch diese Zumuthung, wie vom Schlage gerührt, er taumelte zurück und rief händeringend: „Will mich Euere Durchlaucht zu Grunde richten?"

„Keineswegs, es bleibt Euch dann noch das Rittergut, Euer Silberzeug und was die Hauptsache ist, der schöne frische Adelsbrief."

Der Erzherzog hätte vielleicht noch manche andere Frage und Zumuthung an den Bedienten gestellt und Lang vielleicht bis zum Selbstmord getrieben, wenn ihn nicht ein kaiserlicher Bote auf das Eiligste zum Kaiser beschieden hätte.

Der Kammerdiener segnete den Boten und der Erzherzog rief: „Ich habe mein Wort gelöst die Kaiserburg nicht früher zu betreten, bis ich aufgefordert werde, nun es ist früher geschehen, als ich erwarten

konnte, sie haben ohne Zweifel den Kopf verloren, geben wir ihnen einen Solchen zu borgen."

Der Erzherzog schlich ganz allein von Lang begleitet bis zu einem kleinen Pförtchen, das zu des Kaisers Appartements führte.

Leopold fand den Kaiser in seinem Staatskleide und von den vorzüglichsten seiner Räthe umgeben.

Der Erzherzog trat mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf den Lippen in die Versammlung: nun müsse sich das Schicksal des Passauervolkes und sein Eigenes entscheiden. Leopold hoffte als designirter Nachfolger des Kaisers die Schwelle zu verlassen.

Rudolf stand auf und umarmte seinen Cousin, der ihm unter allen seinen männlichen Verwandten am liebsten war, Leopold hatte den bekannten heimlichen Familienpact, durch welchen Mathias zum Familienoberhaupte erklärt wurde, nicht unterfertigt, Leopold hatte sich auf eigene Kosten nach Jüllich begeben und seine Rolle als Verweser, dem Kaiser zu lieb, mit großen Opfern fortgesetzt. Leopold war endlich der Einzige, welcher die Hände regte, um dem Kaiser in seinen Nöthen beizuspringen. Alles das machte ihm Rudolf geneigt, wie viel Eigennutz und Haß gegen seine glücklicheren Brüder an diesen Handlungen des geistlichen

Würdenträgers Antheil hatten, darum kümmerte sich der Kaiser und sein Rath durchaus nicht.

Leopold nahm auf einem Tabouret neben dem Kaiser Platz. Er sagte, nachdem die ersten Begrüssungen vorbei waren:

„Ich glaube Euerer Majestät ein Heer zugeführt zu haben, dem in diesem Augenblick kein deutscher Fürst ein Aehnliches entgegenzustellen vermag.

„Besonders ist die Reiterei von erster Stärke, lauter Wallonen und Franzosen, und was die Officiere angeht, eingefleischte Teufel, Euer Majestät, die sich vor nichts fürchten und nichts scheuen."

„Ganz gut, vollkommen gut," antwortete der Kaiser, „nur hättet ihr uns diese Soldateska nicht auf den Hals laden sollen?"

„Was hätte ich denn sollen Euere Majestät?" frug Leopold erstaunt.

„Gegen unseren Bruder marschieren, ihn zu Wien heim suchen, das hätte mir Vergnügen gemacht."

„Und meine Ankunft zu Prag?"

Rudolf zuckte die Achseln.

„Aber ich hatte ja keinerlei Befehl in Oberösterreich einzubrechen."

„Der Kluge erräth."

„Dann war auch das Volk gegen uns."

„Hofkircher und Buchheim versicherten uns des Beistandes der Protestanten.“

„Lüge, nichts als Lüge! sie denken nicht daran.“

„Dann sehe ich auch nicht, was uns das Kriegsvolk hier in Prag nützen soll.“

„Ach Gott, man kann mit zwölftausend Mann wohlgeschulter Truppen Vieles ausrichten.“

„Zum Beispiel?“

„Man kann die inneren Feinde zu Boden schlagen und falls diese inneren Feinde Ketzer sind, sich um den Himmel große Verdienste erwerben.“

„Eine verspätete Bartholomäusnacht!“ ließ sich eine Stimme hören, es war die Carl Liechtensteins, der zwölf Jahre später allerdings ein kleines Gegenstück zur St. Bartholomänsnacht lieferte.“

„Keine Bartholomäusnacht!“ bekräftigte Barvitzius.

„Man kann,“ fuhr der Erzherzog fort, „wenn sich die böhmischen und die in Teschen geworbenen polnischen Truppen mit dem kleinen Heere vereinigt haben, auf dem kürzesten Wege gegen Wien marschiren.“

„Ganz richtig,“ bemerkte Kanzler Lobkowitz, „wenn wir nur erst der Böhmen selbst sicher wären.“

„Nun wohl, man muß sich zuerst Prag's versichern, und es wie eine belagerte Stadt behandeln; wenn man den utraquistischen Herren heilsamen Schreck eingeflößt,

werden sie sich geben und froh sein, wenn man ihnen einen Schein der alten Freiheit übrig läßt."

Der Kanzler Lobkowitz schüttelte den Kopf, Waldstein und Haugwald beobachteten ein ominöses Stillschweigen. Carl Liechtenstein aber meinte, es komme bloß auf den Versuch an.

Der Cardinal rieth die Gegenpartei auf friedlichem Wege zu gewinnen. Er sprach:

„Wenn ich an Eurer Durchlaucht Stelle wäre, würde ich dem utraquistischen Adel so lange schmeicheln, bis er den Krieg gegen den Afterkönig in Wien gut hieße und noch obendrein die Taschen zur Bezahlung des Kriegsvolkes öffnete."

„Warum haben Euer Liebden diesen Plan nicht längst in's Werk gesetzt?"

„Warum? Weil wir das Vertrauen des Volkes verloren haben und — soll ich es aufrichtig bekennen— weil uns die Leute für zu dumm, zu feig und zu unlauter halten, um von uns noch Erfolge zu erwarten."

Die Stirne des Kaisers verdüsterte sich, er unterbrach den Cardinal, indem er bemerkte, es handle sich nicht um das, was das Volk von den Räthen denke, sondern um das, was nun zu geschehen habe.

Der Cardinal begann von Neuem: „Der vorzüglichste Kopf unter den Utraquisten ist Graf Heinrich

Mathias Thurn. Dieser Mann wiegt ein Heer und einen Ministerconseil auf. Habt Ihr den einen, so habt Ihr Alle, der Markgraf von Brandenburg-Jägerndorf wird ihm Schritt für Schritt folgen.

„Wilhelm Lobkowitz, Berka, Kupa, Budowa, Schlick, Harant, Kinsky, Kaplirz, Colona, Kampowa, sie werden in dem Augenblicke für uns sein, als Graf Thurn sich gegen Mathias offen erklärt. Haben wir aber die Herren, so haben wir auch die Bürgerschaft und mit ihr die ganze Wehrkraft des Königreiches."

Albert Lobkowitz gab durch Nicken mit dem Kopfe seine Zustimmung zu des Cardinals Ansicht zu erkennen.

„Gut, gut," sagte Leopold, „aber auf welche Weise könnte man mit diesem zweiten König von Böhmen, mit diesem Grafen Thurn zusammentreffen?"

„Nichts leichter als das, Graf Thurn liegt verwundet in des Kanzlers Haus."

Lobkowitz nickte und setzte hinzu, daß er sich hoch geehrt fühlen würde, Se. Durchlaucht den Herrn Erzherzog bei sich zu empfangen.

Der Erzherzog meinte, es ließen sich beide Ansichten mit einander verbinden, er wolle es versuchen die Utraquisten durch den Grafen auf die kaiserliche Seite zu ziehen, zugleich aber sich der ganzen Stadt zu bemäch-

tigen, um im Falle des Fehlschlagens Zwangs-Mittel in Bereitschaft zu halten.

Der Cardinal schüttelte den Kopf, aber der Kaiser entschied für seines Cousins Meinung.

Leopold küßte Rudolf's Hand und sagte so laut, daß es die Umstehenden hören konnten:

„Wie glücklich werde ich mich schätzen den österreichischen Herzogshut und die Krone des heiligen Stephan abermals auf Euer ehrwürdiges Haupt setzen zu können, aber nun bitte ich Euere Majestät um ein Pferd, da ich das meine todt ritt und kein einziges schönes Pferd im Lager habe.“

Der Kaiser lächelte bei dieser Berufung an seine Großmuth und frug:

„Was meint Ihr von meiner Stute Resta a casa?“

„Das es das schönste Pferd von der Welt sei, würdig den größten Monarchen der Welt zu tragen.“

„Das Pferd ist Euer.“

Leopold, der gleich dem Kaiser eine Leidenschaft für schöne Pferde hegte, zitterte vor Freude, er dankte dem Monarchen und sagte, daß er hoffe auf diesem Pferde als Sieger in Wien einzuziehen.

Der Kaiser hob nun die Rathsversammlung auf, und schritt nach seinem Laboratorium, dort erkundigte er

sich, ob nicht ein schwarzäugiges Mädchen nach ihm gefragt habe und als dieß verneint wurde, ließ er sich sein Oberkleid geben, vertauschte seinen betreßten Federhut mit einer gewöhnlichen Jagdmütze und ging, nur von Johann von Aachen begleitet, hinten an's Moldauufer, wo sich später der Wintergarten befand, dort winkte er einem Fährmann und ließ sich auf das jenseitige Ufer übersetzen.

6.

Wir bemerkten bereits, daß der Lobkowitz'sche Palast unmittelbar an die kaiserliche Burg stieß, Erzherzog Leopold hatte daher nur einige Schritte zu thun, um in die Wohnung der Exzellenz Frau Polixena von Lobkowitz zu gelangen. Leopold ließ sich bei der Kanzlerin melden, die Gräfin empfing ihn im Familiensaal, demselben Ort, wo man Tages zuvor gegessen, getrunken und gesungen hatte. Der Erzherzog konnte, wenn er wollte sehr galant und heiter sein, und er hatte gerade Lust dazu. Er entschuldigte die Störung, die er veranlaßte und erkundigte sich mit allen Zeichen warmer Theilnahme um das Befinden des Grafen von Thurn. Als ihm die Gräfin erwiederte, daß keine Gefahr für ihren kranken Gast vorhanden sei, sagte Leopold verbindlich: „Ich möchte die Wunde kennen, die so schönen Händen widerstände, es

müßte denn eine Herzenswunde sein, die von Euch selbst geschlagen, gewiß tödtlich würde.“

Als die Haufrau auf diese Höflichkeit nicht zu achten schien, forderte sie der Prinz auf, ihm den Zufall mitzutheilen, durch welchen der Graf in die Wohnung des Kanzlers gelangt sei.

„Auf eine sehr einfache Art, die Begleiter des Grafen trugen ihn aus dem Gefecht, indem ihn Einer, ich glaube Heinrich von Laß, vor sich auf's Pferd nahm, Eure Leute eilten indeß den Fliehenden nach und schoßen ihre Pistolen auf sie ab. Da näherte sich der Lärm meinem Hause, ich ließ mich erkundigen, was es gebe und man berichtete mir, daß ein Dutzend Reiter, die einen schwer Verwundeten mit sich schleppten, von einer dreifachen Zahl Feinde verfolgt würden, ich wußte gar nicht wer die Fliehenden und wer die Verfolger waren, noch weniger aber den Namen des Verwundeten, mir war nur eines klar, daß man den Schwächeren und überdieß den Wehrlosen schützen müsse. Augenblicklich ertheilte ich Befehl, die Thorflügel zu öffnen und den Verfolgten Schutz zu gewähren, die Verfolger aber auszuschließen und von jeder weiteren Verfolgung abzuhalten.

Wir haben ein Dutzend handfeste Diener, diese vollzogen mein Gebot und der Graf war gerettet.“

„Das heißt Ihr rettet meine Gegner und nehmt somit Partei!“ dieß sagte der Erzherzog scherzhaft, indem er den Zeigefinger drohend erhob.

„Hat Euere Durchlaucht hier Feinde zu bekämpfen?

„Gesteht, ich bin äußerst unwissend, denn es war mir bis zu diesem Augenblicke völlig unbekannt.“

Diese furchtbare Anklage wurde mit so großer Naivetät und Unschuld vorgebracht, daß sich der Erzherzog wirklich täuschen ließ und entgegnete: „Ich sage nicht, daß ich Feinde zu bekämpfen habe, aber die Regierung Sr. Majestät hat Gegner, daß ist gewiß und zu diesen Gegnern zähle ich den Grafen Thurn — sonst ein sehr achtbarer Mann, aber ein geschworner Feind des Kaisers.“

„Dann nimmt es mich nur Wunder, daß man einen so verbrecherischen Menschen nicht längst dorthin führte, wohin ein Vetter unseres Hauses, ohne zu den geschwornen Feinden Sr. Majestät zu gehören, schon längst gebracht wurde — zu Kerker und Tod.“

„Ah ihr meint den Georg Popel?“

„Ja den mein' ich.“

„Die Tochter hätte ihn retten können.“

„Ja um den Preis ihrer Ehre.“

„Sie mochte nicht.“ Leopold zuckte die Achseln.

„Und hat daran wohl gethan. Wenn also Thurn

ein Staatsverbrecher ist, um auf meinen verwundeten Gast zurück zu kommen, weßhalb hat man ihn nicht lieber eingekerkert, statt mit Pistolen nach ihm zu schiessen und eine förmliche Treibjagd auf ihn anzustellen?"

„Sagte ich, der Graf sei ein Staatsverbrecher? Ich sagte es nicht, doch muß ich Euch bemerken, daß der Graf einen Pfad wandelt, der unfehlbar zum Hochverrath führen muß. Was ihr von einer Treibjagd erwähnt, so ist es Euer edles Herz, das sich diesen Mann als Opfer vorstellt. Der Graf hinderte meine Leute an der Fortsetzng ihres Marsches, sie hatten aber Befehl vorzugehen und gingen daher über den Grafen weg."

„Mußten sie um ihren Marsch fortzusetzen den Grafen verfolgen?"

Der Erzherzog drohte wieder mit dem Finger, setzte aber dießmal hinzu: „Madame prennez garde, euer Schützling ist ein großer Ketzer und Herr von Lobkowitz seines eifrigen Glaubens willen bekannt."

„Euere Durchlaucht werden doch nicht die Stelle eines Großinquisitors des Königreiches Böhmen anstreben?

„So viel mir bekannt ist, wurden die Inquisitoren stets dem Orden des heiligen Dominicus entnommen, und nie dem Stande der Weltgeistlichkeit."

„Sie sind eine boshafte, aber zugleich geistreiche Frau?“

„Ich danke, gestehe das Eine nie und läugne das Andere.“

„Ihr wollt nicht boshaft heißen?“

„Im Gegentheil will ich boshaft heißen, weil ich es bin, aber geistreich nicht, denn was ihr meinen Geist nennt ist erborgtes Gut.“

„Nennen Sie mir Ihren Gläubiger?“

„O ich habe deren Mehrere, oder glaubt Euere Durchlaucht, daß Böhmen nicht mehr als einen geistvollen Menschen besitze?“

„Wer sind also diese Gläubiger?“

„Da ist einmal mein Gatte.“

„Vollkommen einverstanden.“

„Da ist unser Hausarzt!“

„Ein Hausarzt! ihr bezahlt ihn ja, wie kann er noch Gläubiger sein?“

„O ich spreche von Jessen.“

„Ein gelehrter, aber irrgläubiger Mann.“

„Ich spreche mit ihm nie von Religion.“

„Wovon denn?“

„Jessen erzählt mir von den natürlichen Wundern, die er an Kranken und Gesunden beobachtet hat.“

„Weiter.“

„Dann habt ihr den Freiherrn von Harant."

„Abermals ein Ketzer!"

„Der die ganze Welt durchzogen, mit den frommen Hindus am Ganges, mit den Aethiopiern unter der Mittaglinie und mit den Samojeden im kalten Norden gelebt hat" —

„Sind wir noch nicht zu Ende?"

„Bald, wir haben noch den Grafen Thurn."

„Ich meinte vielmehr ihr wäret durch Sorgfalt und Pflege seine Gläubigerin."

„Ich leiste damit nur eine kleine Anzahlung. Nein wirklich — Graf Thurn ist ein Mann von vielem Geist."

„Ich wünschte er hätte dessen weniger, kann man indeß den Wundermenschen sehen?"

Die Gräfin erschrack bei der verächtlichen, fast gehässigen Miene, mit welcher der Erzherzog seinen Wunsch aussprach. „Nein," antwortete sie „man kann nicht."

„Auch nicht, wenn es sich darum handelt den Grafen mit seinem Herren und Kaiser auszusöhnen?"

„Auch dann nicht."

„Wenn das Ende von Mord und Blutvergießen davon abhängt, daß ich mit dem Generallieutenant spreche?"

Die Gräfin zögerte einen Augenblick und man

sah es ihrem Gesichte an, daß ihr die Beantwortung der letzten Frage einen harten Kampf kostete, doch sollte ihr die Entscheidung erspart werden, denn bevor sie noch den Mund aufthat, wurde die Thüre geöffnet, ein hagerer blasser Mann, der in einen blutgetränkten Reitermantel gehüllt war, stand auf der Schwelle und sprach: „Wenn es gilt dem Vaterlande zu dienen, ist Graf Thurn ob heil oder verwundet stets bereit."

Der Erzherzog schielte mit einem vorwurfsvollen Blicke nach Frau von Lobkowitz und sagte freundlich: „Beeilt Euch lieber Graf in's Bett zu kommen, ich folge Euch auf dem Fuße nach."

Der Graf reckte sich, machte aber kaum ein paar Schritte, als er umzusinken drohte.

„Dachte ich doch gleich, daß Ihr noch zu schwach seid, Ihr vergesset völlig, daß Ihr, wie Jessen behauptet, eine ganze Menge Blut verloren habt!"

Die Kanzlerin sprach es und eilte den Verwundeten zu unterstützen.

„Ach, wenn Aller Herzen so beschaffen wären," murmelte der Kranke, „da würde jeder Religionsunterschied von selbst aufhören, weil der Mensch schon bei Lebzeiten in den Engel überginge."

„Was sagt Ihr da?" frug Frau Lobkowitz.

„Daß mich der Verband drückt, sonst nichts."

„Ich werde abhelfen.“

„Und ich es nicht dulden.“

„Ich rufe Se. Durchlaucht zu Hülfe.“

„Se. Durchlaucht,“ versetzte der Verwundete leise, „wäre im Stande mich mit einem Zuge zu heilen.“

„Wie versteht Ihr das?“

„Indem er mein Tuch um den Hals zusammenzöge.“

„Das ist abscheulich.“

„Ja, es wäre abscheulich.“

„Nein, ich will solchen Verläumdungen nicht länger mein Ohr leihen.“

„Werdet mir nur nicht böse.“

„O ich brauche es nicht erst zu werden, Ihr seid unverbesserlich, Graf Thurn, ich sehe es jetzt ein.“

„Ich leider auch,“ erwiederte der Graf indem er den Kopf mit einer wahren Armensündermiene senkte.

„Ihr mißtraut stets!“

„Und befinde mich dabei stets wohl.“

„Ihr glaubt nicht an das Menschenherz.“

„An Eures, wie an's Evangelium.“

„Ihr sollt an Se. Durchlaucht glauben.“

„Wir wollen sehen.“

Die Gräfin zog sich zurück und gab dem Erzherzoge einen Wink, daß der Verwundete ihn zu sprechen wünsche.

Der Erzherzog trat mit all der Bonnhomie, welche sich dieser würdige Kirchenfürst zu geben verstand, an das Ruhebett, auf dem der Graf lag und reichte ihm die Hand, dann setzte er sich zu Häupten des Verwundeten nieder und sagte:

„Daß ich hieher komme, ich der Erzherzog und Kirchenfürst, mag Euch zum Beweise dienen, daß ich keinen Groll hege; Prinzen meines Hauses pflegen ihre Feinde nicht zu besuchen, ich halte Euch zumal nicht für meinen Feind und hoffe Euch vor Ablauf einer Viertelstunde in einen warmen Freund meiner Person und unseres Hauses umgewandelt zu haben."

„Das müßte mit merkwürdigen Dingen zugehen," dachte der Graf, gab aber statt jeder Antwort durch ein Nicken mit dem Kopfe zu erkennen, daß er aufmerksam höre; der Prinz fuhr fort: „Ihr seid ein, vergleichsweise, noch junger Mann, Vierzig oder ein, zwei Jahre darüber, ist es nicht so?"

Der Verwundete nickte beistimmend.

Der Erzherzog sprach weiter: „Das ist das Alter des Ehrgeizes, der unruhigen Thätigkeit, das wahre Alter des Feldherrn und Politikers; Ihr habt Ehrgeiz, — o, werdet mir nicht roth darüber, — Ehrgeiz ist eine vortreffliche Eigenschaft, wenn sie gut benützt wird. Seht mich an, Graf, ich habe, im Vertrauen gesagt, auch

Ehrgeiz, freilich ganz unsträflicher Art, ich will für einen guten Bischof und nicht ganz unfähigen Staatsmann gehalten werden. Der Ehrgeiz hat Euch in die Reihen der Gegenpartei geführt, Ihr hofft von Mathias ein Commando, oder das Burggrafenamt, oder eine Kanzlerstelle? Nun der Kaiser ist im Stande getreuen Dienern das Alles und noch viel mehr zu verleihen. Ihr seid, wenn das Gerücht Wahrheit redet, — nehmt es nicht übel, — ein ziemlich unbemittelter Edelmann; die Herrschaft Wintirgow kann nicht über drei- bis fünftausend Gulden einbringen. Ihr seid es Euch und Euerer Familie schuldig, etwas mehr Grundbesitz zu erwerben."

Graf Thurn, der bei den peinlichen Anspielungen des Erzherzogs bald purpurroth, bald leichenblaß geworden, frug nun: „Wie versteht Euere Durchlaucht diese Vermehrung?"

Leopold sah, bevor er antwortete, nach der Thüre, öffnete sie und blickte hinaus, um sich zu überzeugen ob Jemand da sei, schloß sie beruhigt wieder zu und schob zum Ueberfluß den Riegel vor, dann sprach er mit gedämpfter Stimme, indem er sich über den Grafen niederbeugte:

„Es wird, wenn der böhmische Adel sich auf sein wahres Interesse versteht, bald ganze, unermeßliche Güter zu verschenken geben. An wen wird man sie aber

verschenken? An Diejenigen, welche sich in der gegenwärtigen Krise als treue Unterthanen erwiesen haben. Ich wage es, mein fürstliches Wort zu verpfänden, daß Herrschaften im Betrage von einer halben Million, noch ehe das Laub von den Bäumen fällt, Euer Eigenthum sein sollen, wenn Ihr Eueren Einfluß, was im Grund nur Pflicht wäre, zu Gunsten Sr. Majestät geltend macht. Außerdem stelle ich Euch die Wahl frei, das zunächst offen stehende Hofamt oder irgend eine einträgliche Stelle anderer Art zu verlangen. Was haltet Ihr von der Stelle als Obersthofmeister, — Herr Carl von Liechtenstein ist ohnedieß kränklich, — oder von dem Amte eines Reichshofrathspräsidenten, für das Graf Hohenzollern ohnedieß nicht recht taugt?“

„Schöne, großmüthige Anerbietungen, ich gebe es zu, nur müßte ich wissen, was ich zu thun habe, sie zu verdienen.“

„So viel als nichts, mon ami!“

„Das ist jedenfalls weniger als ich erwartet habe; worin besteht aber das an nichts grenzende Etwas?“

„Vor Allem sollt Ihr Euch ruhig verhalten, wozu Euere Verwundung hinlänglichen Grund darbietet, dann müßtet Ihr Euerer Partei beweisen, daß sie nichts Besseres thun könne, als gegen den rebellischen Bruder Sr. Majestät zu waffnen, endlich hättet Ihr jeder Ein-

mischung zu entsagen, wenn es noch Leute geben sollte, die sich, nach Euerer Erklärung, Sr. Majestät widersetzten."

Als der Erzherzog hier eine Pause machte, warf Thurn ganz leicht die Worte hin: „Ist das Alles?"

Der Erzherzog, welcher meinte, daß der Graf mehr erwartet habe, fuhr fort: „Falls die Altstadt Prag aufgefordert würde, Truppen aufzunehmen, solltet Ihr zur Annahme derselben rathen, und wenn Ihr ein Uebriges thun wollt, Euch selbst zu Pferde setzen und hinüber reiten."

Graf Thurn schien einen Augenblick zu überlegen, und erwiederte dann: „Ich verkenne durchaus nicht das Glänzende von Euerer Durchlaucht Versprechungen, und stimme in dem Einen Punct des ruhigen Verhaltens vollkommen überein, ja ich bin der Ansicht, daß sich meine Landsleute bei dem Handel Sr. Majestät des Kaisers mit seinem königlichen Bruder ruhig verhalten sollten.

„O, unterbrecht mich nicht, ich fühle mich zu schwach, um noch einmal von Vorne anzufangen. — Seht, ich halte es mit den Nonnen, die da täglich beten: „Da pacem Domine in diebus nostris," zu allem Anderen besitze ich weder Tauglichkeit noch Geschick, zum Höfling bin ich unverdorben, zum Rath tauge ich

nicht, von den Gesetzen versteh' ich nichts, ich würde daher einen traurigen Kanzler abgeben. Zum Krieg gegen König Mathias verbietet mir mein Gewissen zu rathen, meine Glaubensgenossen darf und werde ich nicht in Stich lassen, die Uebergabe der Altstadt muß ich mit allen Kräften verhindern, zu Pferde setzen kann ich mich meiner Schwachheit Willen nicht, sonst hätte ich es längst schon gethan und stünde nun an der Spitze meiner Freunde, um die Euerigen abzuwehren; da habt Ihr mein aufrichtiges und ehrliches Geständniß."

Der Erzherzog glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, und frug: „Ihr verwerft also meine Anträge?"

„Verwerfen? Nein; ich mache Euch nur meinerseits einen anderen Antrag. Führt das Kriegsvolk aus Böhmen zurück, rathet dem Kaiser uns nach den Satzungen des Majestätsbriefes zu regieren und nach und nach den Protestantismus zur herrschenden Kirche in Böhmen zu machen, rathet ihm, sein Regiment so einzurichten, daß die Oesterreicher Ursache bekommen uns zu beneiden und sich nach einer gleichen Herrschaft zu sehnen, und Ihr könnt versichert sein, daß Ihr Alles, was Ihr wünscht, viel wohlfeiler haben könnt, als um den Kaufpreis von Herrschaften, Titeln und Aemtern, die Ihr alle erst Jemandem entreißen müßt, um sie Anderen zu geben."

Der Erzherzog sprang von seinem Stuhle auf und schrie mit zorngeröthetem Gesicht: „Es ist genug und mehr als genug; ich bin gekommen, um einen Irregeleiteten auf die rechte Bahn zurückzuführen, aber nicht um mich selbst belehren und leiten zu lassen. Ihr vergeßt, daß es ein Erzherzog von Oesterreich ist, mit dem Ihr sprecht."

„Und Ihr, daß man an einem Krankenbette keinen solchen Teufelslärm schlägt."

„Möge Euch die Ablehnung meiner wohlgemeinten Vorschläge nie gereuen."

„O, ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihr Lust hättet mich dieselbe bereuen zu lassen."

„Ja, Lust hätte ich," schrie der Erzherzog, jede Mäßigung hintansetzend. „Ja, große Lust, aus Euch, der nicht reich und geehrt sein will, einen verachteten Bettler zu machen."

Thurn zuckte die Achseln und erwiederte: „Versucht es."

Der Erzherzog stieß, statt jeder Antwort, sein Schwert gegen die Dielen des Bodens und schritt rasch zur Thüre hinaus; Frau von Lobkowitz, die ihm hier entgegenkam, würdigte er kaum eines Grusses und eilte die Stiege, wie von Furien getrieben, hinunter. Am Thore traf er den Hauptmann von Hornberg, Ritt-

meister Prendl und Fähnrich Gratky. Er sagte zu ihnen unwirsch: „Die Leute wollen keine Raison annehmen, man muß sie daher mores lehren; für Euch, Hornberg, habe ich ein besonderes Geschäft, Ihr bleibt bei mir, Ihr Anderen aber könnt es Eueren Cameraden melden, daß, wer durch einen Handstreich die Altstadt gewinnt, sich hundert Ducaten und ein Oberst-Patent bei mir abholen kann."

Der Erzherzog winkte mit der Hand, um ihnen zu bedeuten, daß er ihrer nicht weiter bedürftig sei. Rittmeister Prendl ließ sich aber durch diese Handbewegung nicht abhalten zu fragen, ob der Officier, der es wagte, auch die ihm zugetheilte Mannschaft gebrauchen dürfe.

„Ich habe noch nie gehört," gab der Erzherzog zur Antwort, „daß ein einzelner Mann ein Thor, geschweige eine ganze Stadt eingenommen hätte, Ihr dürft nicht nur, sondern Ihr müßt sogar Euere Mannschaft gebrauchen."

„Wenn ich das schriftlich haben könnte."

Der Erzherzog sah den Rittmeister groß an.

„Haltet Ihr mich für einen Betrüger?"

„Ich fürchte den Oberst."

„Den Namée? nun es ist wahr, daß er mit den Leuten nicht immer glimpflich umspringt; da, nehmt dies als Wahrzeichen meiner Erlaubniß."

Mit diesen Worten zog der Prinz seinen bischöflichen Ring vom Finger und übergab ihn dem Rittmeister. Prendl küßte die Hände des Bischofs und ging, um eine Hoffnung reicher, hinweg.

„Und nun zu Euch," sagte der Erzherzog, als er sich mit Jacob von Hornberg allein sah. „Da Oben liegt ein verwundeter Mann."

„Ich weiß, der Graf Thurn."

„Er ist sehr aufgeregt, dieser arme Graf Thurn."

„Steht es mit ihm so gefährlich?"

„Je nachdem, er leidet an einem heftigen Wundfieber und spricht irre."

„Das ist schlimm."

„Was aber noch schlimmer ist, scheint mir der Umstand, daß der arme Mann in so kritischen Zeiten, wo ein einziger mißverstandener Befehl die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen kann, die Stelle eines General-Lieutenants bekleidet."

„Wie aber abhelfen?"

„Darüber habe ich eben nachgedacht; es dünkte mich am Ende das Beste sich seiner Person zu versichern und ihn auf so lange in engem Gewahrsam zu halten, bis er wieder vollkommen hergestellt ist."

„Wenn es nur das ist, Euer Durchlaucht, so ist er

wohl in dem Haus, wo er sich befindet, am besten aufgehoben."

Leopold runzelte die Stirne, sagte aber dann plötzlich mit herablassender Vertraulichkeit: „Ihr täuscht Euch, von Hornberg, der Graf ist nirgends übler als hier; die Gräfin —"

„Welche Gräfin?"

„Die Gräfin Lobkowitz ist eine eifrige Katholikin."

„Das habe ich immer gehört."

„So eifrig, daß sie vielleicht in Anbetracht der Heiligkeit des Zweckes in der Wahl der Mittel minder scrupulös ist."

„Euere Durchlaucht will doch nicht andeuten?" frug der Hauptmann entsetzt, ohne den Satz zu vollenden.

„Ich will gar nichts andeuten, als daß religiöser Eifer bisweilen die edelsten Menschen zum Verbrechen führte."

„So wäre es wohl das Beste, den Grafen von hier fortzubringen."

Der Erzherzog nickte ohne ein Wort hinzuzusetzen.

„Gut ich nehme es auf mich."

„Recht mein Braver, doch wollte ich um keinen Preis den Verdacht der Gräfin erregen."

„Das macht die Sache schwieriger.“

„Ich glaube je gerader man zu Werke geht, desto besser kommt man vorwärts.“

„Darf ich Euer Durchlaucht Ansicht erbitten.“

„Nun ich meine dafür den Grafen ohne Umschweif in Verhaft zu nehmen und nach Budweis zu führen.“

„Aber würde der Transport nicht die ganze Wohlthat in Frage stellen, die Euer Durchlaucht dem armen Teufel mit so großer Menschenliebe zu erweisen geruhen.“

„O ich habe mit seinem Arzte gesprochen, er verträgt die Reise, sie wird ihm sogar förderlich sein, ihr wißt ja Quartanfieber werden am besten durch Luftwechsel geheilt.“

„Ich dachte es sei von einem Wundfieber die Rede.“

„Ich hielt es auch dafür, aber sein Arzt, denkt nur der berühmte Jessen heißt es ein „febris intermittens“ und der muß es doch wissen.“

„Ja, wenn es der Arzt behauptet!“

„Nun wollt Ihr euch bei diesem Werk der Menschenliebe betheiligen und die Verhaftung des armen Teufels auf euch nehmen?“

„Nichts als Christenpflicht Euere Durchlaucht, obgleich er ein Lutheraner vom reinsten Wasser sein soll.“

„Die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar und es wäre möglich, daß es unseren Priestern in Budweis

gelingt diese verlorene Seele in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Welche Freude für den heiligen Vater, welche Befriedigung für mich, der ich leider den Krummstab so oft mit dem Schwerte vertauschen muß."

„Ich will mit Eurer Durchlaucht Gestattung sagleich an's Werk gehen."

„Nein nicht jetzt, ich würde es mir nie verzeihen die gute Kanzlerin gestört zu haben, daß muß ganz in der Stille der Nacht geschehen, so daß Niemand davon eine Ahnung hat, ihr wißt ja ich kann nichts weniger leiden als Klatscherei, wenn ihr den Mann jetzt verhaftet, wird binnen einer Stunde ganz Prag davon voll sein und mir die abscheulichsten Absichten zuschreiben, während ich doch nur eine gute That beabsichtigte. Ja, mein bester von Hornberg, die Welt ist verleumderisch, darnach müßt ihr die Expedition einrichten, sie muß in aller Stille vor sich gehen, selbst der Graf muß am Sprechen gehindert werden, so ein Kranker sagt oft Dinge, die unglaublich wahrscheinlich dünken, das soll um jeden Preis vermieden werden."

„Aber wie soll man denn den Grafen am Reden hindern?"

„Ei was thut man denn mit den Tobsüchtigen? man gurtet sie fest, behandelt den armen Mann wie

einen Geisteskranken, knebelt ihn, droht ihm mit einer Kugel oder mit dem Strang, aber verhindert ihn zu sprechen."

„Eurer Durchlaucht Befehle werden vollzogen werden."

„O redet mir doch nichts von Befehlen, Befehle sind gut, wo es sich um dienstliche Verrichtungen handelt, nicht aber wo es gilt unsere Brüder aus Nächstenliebe dem Verderben zu entreissen; und ich sage wie der barmherzige Samaritaner: Jeder sei mein Nächster, der gerade meines Beistandes bedarf, ob er nun Jude, Türke Lutheraner oder gar Calviner sei, und nun Gott befohlen, lieber Hornberg." Der Erzherzog, der sich bisweilen erinnerte, nicht bloß General sondern nebenher auch noch Bischof von Passau und Straßburg zu sein, erhob die Hand und entließ den Hauptmann mit seinem Segen.

Der Erzherzog sah in seinem stattlichen, goldgestickten Wams mit der Hermelinbinde und dem Straußfeder geschmückten Hut allerdings dem staub- und kothbedeckten Courier nicht im Geringsten ähnlich, welcher Tages zuvor mit verhängtem Zügel durch die Plattnergasse gallopirt war, dennoch hatten ihn zwei scharfsichtige blaue Augen sogleich erkannt, als er aus dem Thor des Lobkowitz'schen Palastes trat, diese scharfsich-

tigen blauen Augen gehörten einem kleinen Knirps an, der zufälliger Weise ein eben so scharfes Gehör als Gesicht besaß.

Als der Junge seinen Mann erkannt hatte, erwachte in ihm die Begierde auch zu hören, was der Mann so geheimnißvoll sprach; er umschlich daher die Gruppe in immer engeren Kreisen, indem es den Anschein hatte, als ob er eifrig damit beschäftigt wäre, über ein paar Barrieresteine des Palastes wegzuvoltigiren.

Als ihm diese Beschäftigung doch noch nicht genugsam Gelegenheit gab, jedes Wort zu hören, so stellte er sich unbedenklich in die Nähe des Erzherzogs, so daß er sich vollkommen im Schallkreis befand und zielte mit einer Kugel nach der gegenüber befindlichen Planke.

Erst als der Hauptmann den Erzherzog verlassen hatte, wurde Letzterer auf den Knaben aufmerksam und erinnerte sich, daß er sich während der ganzen Unterredung in der Nähe aufgehalten hatte. Er redete den Jungen vorsichtshalber an, war aber hoch erfreut als ihn der Bursche starr anblickte und verlegen sein „rozumi nic nemecki“ zur Antwort gab.

Er ließ dem Jungen einen Thaler in die Hand fallen, horchte noch mit besonderer Beruhigung auf das „Dékugi tobe,“ welches ihm Jan Kafka mit

lauter Stimme zurief, und sagte zu sich selbst: „Ich muß mich geirrt haben, dieses Gesindel sieht sich ja so erschrecklich ähnlich, der Gassenläufer von gestern Morgens redete flüssig deutsch und dieser holde Gassenjunge weiß nicht einmal auf deutsch „Dank“ zu sagen.“

In diesem Selbstgespräch langte der Erzherzog im Hause des reichen Bürgers Henkl an, wo er und Ramée Quartier genommen.

Kaum hatte sich aber der Prinz-Bischof abgewandt, so schlüpfte auch schon der Pferdejunge in den Palast, aus dem er erst nach einer halben Stunde wieder auftauchte, um sich in hurtigen Sprüngen zu entfernen.

7.

Der Junge war schnell genug gelaufen, um noch lange bevor sich die feindlichen Colonnen in Bewegung setzten, in der Altstadt anlangen zu können, aber seinem Beginnen setzte sich ein Hinderniß entgegen, an das er gar nicht gedacht hatte, die Brücke war besetzt und das Thor verschlossen; es wagte sich jedoch, seitdem eine Kugel unmittelbar neben dem Boot, in welchem der Kaiser unerkannt übergefahren war, eingeschlagen hatte, kein Schiffer mehr in den Fluß. Der Bursche verzweifelte trotz dieser trostlosen Aussichten keinen Augenblick; war auch kein Schiffer bei der Hand, so lag doch ein altes, halb verfaultes Boot am Ufer. Die Vorderseite desselben steckte halb im schlammigen Wasser, während die andere Hälfte auf dem abschüssigen Ufer lag. Leider fehlten aber auch die Ruder. Der junge Mann schob

den Kahn mit unsäglicher Mühe in's Wasser, sprag hinein und stieß ihn mit dem Fuße ab. Anfangs schwankte das Schiff längs dem Ufer hin, bis es die Strömung erfasste und unaufhaltsam mit sich fortriß.

Es trieb ihn gegen die Mitte des Flusses, der Bursche bekam Angst, wahre Todesangst, er schrie und heulte, daß man ihn an beiden Ufern und auf der Brücke, deren Pfeilern er zutrieb, hören konnte.

Am linken Ufer hat es zu allen Zeiten Schiffs-Mühlen gegeben, die auf hölzernen Pfählen standen und einige Fuß über dem Wasser emporragten; wenn wir nicht irren gibt es deren noch heute, auf diesen Schiffsmühlen vernahm man das Gewinsel und Geheul des armen Teufels, der mit jeder Secunde dem Brückenjoche näher kam; ein mitleidiger Müllerbursche machte einen Kahn los und ruderte tüchtig darauf los, um dem armen Burschen, wenn es anging, Rettung zu bringen.

Während der Müllerjunge hinausruderte, war der Obrist Ramée gerade bis zur Johannisstatue, die sich bekanntlich Mitten auf der Brücke befindet, zur Recognoscirung vorgeritten, er war von einem Dutzend Officiere begleitet. Als er das Geschrei vom Wasser herauf hörte, beugte er sich vom Pferde und erblickte den mit dem Tode ringenden Burschen.

„Der Knabe mag ein Spion sein,“ bemerkte er gegen seine Umgebung.

Einer der Officiere, in welchen wir den Hauptmann von Hornberg zu erkennen glauben, äußerte bescheidenen Zweifel, da der Kahn vom rechten Ufer her zu schwimmen schien.

„Aber darin fehlt der Schiffer, das Ruder“ bemerkte Fähnrich Gratky.

„Er riß unfehlbar vom Brückenkopfe los,“ setzte ein Mann hinzu der zur Rechten des Anführers ritt und gleichfalls Obersten Character bekleidete:

„Ihr seid Euerer Sache gewiß?“ frug Ramée seinen Genossen, ihm scharf in's Gesicht sehend.

„Ich glaube alle diese Herren werden meine Ansicht theilen.“

Die meisten Officiere stimmten in der That bei.

„Dann,“ sagte Ramée, „ist es die größte Wohlthat, die man dem armen Teufel erweisen kann, wenn man sein Leben abkürzt.“

Mit diesen Worten erhob Obrist Ramée eine Reiterpistole und zielte auf Jan Kafka der noch jämmerlicher schrie als zuvor.

„Um des Himmelswillen schießt nicht,“ rief Oberstlieutenant Alber, „ich sehe dort ein Rettungsboot, vielleicht gelingt es den Burschen zu retten.“

In demselben Augenblicke krachte der Schuß und Jan Kafka schlug im Kahn über; er fiel so zurück, daß nur der Kopf aus dem Wasser, mit welchem sich das Fahrzeug zu füllen begann, emporragte.

„Jesus Maria! Ihr habt den Knaben getödtet,“ rief der andere Obrist.

Ramée wendete sein von Hieben zerfetztes Gesicht, blickte den Kameraden höhnisch an nnd frug erstaunt:

„Was überkommt Euch nur, Obrist von Buchheim, daß Ihr so aufschreiet, Ihr hättet mich fast erschreckt.“

„Aber Ihr habt einen Menschen getödtet.“

„O ich habe gar viele getödtet.“

„Im Krieg, das ist ein Anderes.“

„Und haben wir denn nicht den Krieg?“

„Aber der arme Bursche war doch kein Soldat.“

„Ja, ich habe einmal ein ganzes Rudel solchen Gesindels braten lassen, es war so rauh wie heute und die Wärme des Feuers, bei der sie rösteten, that uns wohl.“

„Ihr hättet das gethan?“

„Warum nicht, die Bursche hatten sich in ein festes Haus geworfen und wir hatten Zeit.“

„Wie Zeit?“

„Sie auszuräuchern.“

„Ihr legtet Feuer an?“

„Ja, vor dem Eingang.“

„Und die Bewohner verbrannten insgesammt?“

„Leider insgesammt.“

„So quält Euch doch die Erinnerung?“

„Ja, weil ein hübsches Mädchen, die Schwester jener Bursche dabei war.“

„Der fremde Kahn hat das Boot erreicht,“ sagte Fähnrich Gratky, „der Bursche im Kahn scheint aber todt zu sein, da seht nur, er läßt Arme und Beine hängen, als ob er ein Gliedermann wäre.“

„Das beweist nur,“ erwiederte Ramée, „daß meine Hand noch ziemlich sicher ist.“

„So sicher, daß der Bursche nicht mehr aufsteht, der jetzt gerettet sein konnte,“ sagte Buchheim vorwurfsvoll.

„Mir scheint,“ höhnte Ramée, „Ihr hättet gewaltig Lust die kleine Canaille zu beweinen, würde mich übrigens nicht wundern, Ihr gehört einer notorisch sentimentalen Familie an, wurde nicht einer Eurer Ahnen aus Sentimentalität gehängt?“

„Eurer historisches Gedächtniß trügt, er wurde enthauptet.“

Nachdem Obrist Buchheim diese Worte gesprochen,

warf er sein Pferd herum und sprengte zurück, Ramée und die übrigen Offiziere folgten im scharfen Trabe.

Kaum waren die Officiere von der Brücke verschwunden, so richtete sich der vermeintlich Todte kerzengerade in die Höhe. Der entsetzte Müllerbursche war nahe daran den Todten fallen zu lassen. Jan beschwor ihn aber, zu glauben, daß er nicht nur kein Geist, sondern sogar vollkommen unverletzt sei. Es brauchte lange, bis er seinen wackeren Lebensretter überzeugte.

Jan hatte sich in dem Augenblicke, da er den Blitz des Gewehres sah, zu Boden geworfen und war, in Anbetracht, daß die auf der Brücke noch eine zweite, dritte und vierte Pistole in Bereitschaft halten konnten, dort liegen geblieben, bis sich die Reiter von der Brücke entfernt hatten.

Niemand war erfreuter, als der Müllerjunge, der sein Leben in die Schanze geschlagen hatte, den armen Burschen zu retten; Jan verlangte in die Stadt und vor Leonhard Colona, dem protestantischen Befehlshaber der Altstadt geführt zu werden.

Es nützte nichts, daß ihn der Müllerbursche vom Kopfe bis zum Fuß maß und nicht begreifen konnte, was der kleine Knirps bei dem Befehlshaber auszurichten hätte, der Bursche bestand so lange auf seinem Willen,

bis ihn der Müller bei einem entfernten Thore in die Stadt schmuggelte.

Der Pferdejunge lief nun, so schnell ihn seine Füße tragen mochten, zu seinem alten Beschützer Caspar Hummel und vertraute ihm, daß die Altstadt in größter Gefahr sei, da der Erzherzog Befehl ertheilt hätte, sich der Stadt zu bemächtigen, außerdem behauptete der Junge noch einen besonderen Auftrag für den Oberbefehlshaber Colona von Fels zu haben.

Der Bürger sah den kleinen Jan über die Achsel an, und sagte:

„Möchte wissen, wer einem so kleinen, schmutzigen Jungen einen Auftrag für einen so anständigen Cavalier, wie Leonhard Colona, anvertrauen möchte, so lange es noch erwachsene, gereifte Männer gibt, welche die ersten Personen der Christenheit, Päpste und Kaiser mit ihrem Zutrauen beehren."

Jan Kafka konnte nicht gleich errathen, von wem der Meister Hummel eigentlich zu sprechen die Absicht hatte, erst ein Blick auf die, den schrankenlosesten Hochmuth ausdrückenden, Gesichtszüge des Bürgers belehrten ihn, daß Hummel sich selbst gemeint habe.

Da es nicht die Absicht des klugen Jungen war, sich mit seinem Beschützer, ohne den er schwerlich bei dem Obristen vorzukommen vermocht hätte, zu streiten,

so erinnerte er daran, daß Kleider Leute machen und daß unfehlbar die abgetragenen Röcke und Hosen des Kupferschmiedes, die er der kleine Bursche am Leibe trug, an dem Vertrauen Schuld sein müßten, daß man ihm geschenkt.

Der Gedanke, daß selbst sein Rock und seine Hosen eine Achtung gebiethende Kraft ausübten, besänftigte den wackeren Meister und er frug mit noch immer ungläubigem Lächeln:

„Und was wäre es denn, das man Dir anvertraute, Schelm?"

Der Schelm hatte aber durchaus nicht Lust, was man ihm nur für die Ohren eines einzigen Mannes aufgetragen, einem Anderen mitzutheilen. Er suchte anfänglich auszuweichen und als er sich von dem wißbegierigen Meister in die Enge getrieben sah, sich durch eine Lüge aus der Verlegenheit zu ziehen.

„Es handelt sich um nichts Anderes," sagte er, „als dem Obersten Vorschläge zur Uebergabe zu machen."

„Und diese Vorschläge hätte man Dir anvertraut?"

„Ach das nicht, Meister, man hat sie aufgeschrieben, und da sind sie." Wirklich zog der Junge ein zusammengefaltetes, aber unversiegeltes Papier aus der Brusttasche seines Rockes.

„Ich sehe," sagte der Bürger mit selbstgefälligem

Lächeln, „daß Dir mein Rock Glück gebracht und möchte nur wissen, wo Du das Papier ohne dieses kostbare Kleidungsstück hingethan hättest? Aber nun still, lieber Junge, wir wollen lesen," und Meister Hummel schickte sich wirklich an, die vorgeblichen Capitulationsvorschläge zu lesen. Er strengte sein altes Gesicht an, so viel er konnte, brachte es aber nicht zuwege, auch nur eine Zeile lesen zu können. Der Brief war in Chiffern geschrieben. „He," sagte sich Hummel getröstet, „er weiß so wenig davon als ich, das kann mich nicht verdrießen, wir wollen den Burschen noch einmal unter unsere Fittiche nehmen. Macht, mein Lieber! ich will Euch zum Commandanten führen."

Der gute, aber seit vergangener Nacht unerträglich stolz gewordene, Bürger schickte sich eben an, die Stiege hinabzusteigen, als ihn Katharine Brigitte noch rechtzeitig beim Aermel erhaschte und die liebevollen Worte zuraunte:

„Daß Du mir keinen Gast in's Haus bringst, weder Den" — sie zeigte mit dem Finger auf Jan — „noch den Trunkenbold von da drüben, noch irgend Jemand Anderen, Du weißt, daß Waschtag ist, und wir insgesammt vollauf zu thun haben."

Hummel fand es nicht angezeigt, seiner Gattin mit jenem Hochmuth zu antworten, den er allen ande-

ren Personen gegenüber zur Schau trug, dennoch entgegnete er im schmeichelndsten Tone:

„Du weißt, daß ich gestern mit Seiner Eminenz dem Cardinal zu Abend gespeist habe, ich nehme daher nur den einzigen Fall aus, daß sich Herr von Dietrichstein bei uns selbst einlüde, dann, das siehst Du wohl ein, könnte ich trotz des Waschtages nicht Nein sagen.“

Die Frau ließ seinen Aermel los, blieb ihm die Antwort schuldig und schüttelte den Kopf, als meinte sie, daß es mit ihrem Manne nicht länger auszuhalten wäre.

Eine Viertelstunde später hatte Meister Hummel den Schmerz, sehen zu müssen, daß der kleine, schmutzige Junge zu Herrn Colona von Fels gerufen wurde, währer im Vorgemache, von all' den interessanten Geheimnissen, die da drinnen verhandelt wurden, ausgeschlossen, warten mußte, ohne auch nur an der Thüre — es waren zu viele Leute in der Stube — horchen zu dürfen.

Als der Pferdejunge zurückkehrte, kamen der Obrist und der Bürgermeister der Altstadt mit ihm, Beide gingen auf den Bürger zu und empfahlen den Burschen seinem Wohlwollen und Schutze, da er der Stadt und dem ganzen Lande einen wesentlichen Dienst geleistet habe.

„Ah, so wird man die Stadt übergeben?“ flüsterte der Kupferschmid mit einem Lächeln und Blick des Einverständnisses.

„Wer spricht von Uebergabe?“ frug Colona überrascht, „ganz im Gegentheil, wir werden uns jetzt erst recht vertheidigen.“

„Verstehe, verstehe,“ erwiederte Hummel selbst genügsam, „die Bedingungen zu hart, nicht so?“

Colona blickte den Bürgermeister an, der Bürgermeister den Obersten; endlich legte der Befehlshaber seine rechte Hand auf die Schulter des Kupferschmiedes und sagte lächelnd:

„Geht nach Hause, mein Liebster, und schlaft ein Paar Stunden, dann wird es schon besser gehen.“

Mit diesen Worten drehte sich der Obrist um und kehrte mit dem Bürgermeister in das Arbeitscabinet zurück.

Meister Hummel blieb wie am Boden genagelt stehen, blickte den Entschwundenen nach und sagte dann in feierlichem Tone:

„Wenn die beiden Männer nicht betrunken sind, so habe ich noch keinen Rauschigen gesehen. Gott meint es zuversichtlich schlecht mit unserer guten Altstadt, die beiden Trunkenbolde werden uns insgesammt in's Verderben stürzen, man sollte sie absetzen, ich glaube Leute

zu kennen, die vollkommen geeignet wären, an ihre Stelle zu treten, he, kleiner Jan, bist Du nicht meiner Ansicht?"

Der kleine Jan, der trotz seiner Jugend doch nicht der Ansicht des alten Mannes war, erklärte, daß auch ihm das Benehmen der beiden Herren etwas seltsam vorgekommen sei, dennoch habe er sein Lebtag gehört, daß ein gewisser Grad von Trunkenheit den Geschäften nur förderlich wäre, so zum Beispiel könne er sich noch ganz wohl erinnern, daß sein Vater, der Feldhüter, den Gott trösten wolle, Jahr aus Jahr ein duselig gewesen sei, was ihn aber nicht gehindert habe, jeden Uebertreter der Feldgesetze mit eigener Hand zu justificiren; wenn er an seinen Vater gedenke, dann müsse er glauben, daß auch die Obrigkeit der Stadt selbst bei einem gewissen Grade von Weinseligkeit noch ihre Schuldigkeit thun und die Feinde von der Mauer abwehren könne. Sein verehrter Patron, der freigebige Spender jener bezaubernd schönen abgetragenen Kleidungsstücke, dürfe außerdem nicht vergessen, daß die Stadt eine Anzahl vollkommen nüchterner Bürger zähle, die schon wüßten, was Noth thue.

Diese letzte Bemerkung, die offenbar auf Meister Hummel abzielte, versöhnte den braven Bürger mit dem Verschulden der Stadtobrigkeit und ließ ihm die Lage

der Stadt in minder trostlosem Lichte erscheinen, als sie es seiner Ansicht nach früher gewesen.

Während der Dämmerung desselben Abendes konnte man auf dem Fluß einen kleinen Nachen bemerken, der von einem Müllerjungen gerudert wurde und den wackern Jan Kafka glücklich übersetzte; ein in die Farben des Lobkowitzischen Hauses gekleideter Bediente erwartete den Knaben und führte ihn die Sporrenstraße hinauf bis an das herrschaftliche Gebäude, in dem Beide spurlos verschwanden.

8.

Man läutete eben das „Engel des Herrn“, als sich Rittmeister Prendl an der Spitze einer Schaar Reiter in Bewegung setzte; die Dunkelheit des Abends begünstigte das Unternehmen. Aus dem Fluße erheben sich Dünste, die sich wie ein Schleier über die Gestalten der Reiter legten, man hörte keinen Hufschlag, kein Säbelgerassel; es herrschte feierliche Stille, und der Glockenschall verbreitete sich klar und rein über die schweigsame Wasserfläche. Der ehr- und geldgeizige Offizier hatte Alles an das Gelingen seines Anschlages gesetzt; die Hufeisen der Pferde waren mit Tüchern umwunden, die Säbel blank gezogen und die Scheiden zurückgelassen und jeder Anlaß zu dem kleinsten Geräusche entfernt.

Die Schaar bewegte sich stille und behutsam, wie eine Geisterbrigade, vorwärts, der Rittmeister eilte

seinem Geschwader voraus, er fand das Thor unbesetzt und nicht einmal fest verschlossen.

„Die Altstadt ist unser!“ rief er seinen Leuten zu. „Ihr, Gratky, eilt zum Oberst Ramée zurück und sagt ihm in meinem Namen, er möchte mir augenblicklich mit den Fußknechten folgen, die Stadt sei unser.“

Fähnrich Gratky sprengte davon, seines Vorgesetzten Befehl zu vollstrecken, und Prendl ritt mit den Seinigen bis an das Thor hinan, ein Paar Spornreiter sprangen zu Boden und öffneten die Flügel des Thores; sie wollten eine Pechfackel anzünden um den Raum zu erhellen, aber Prendl untersagte es aus Furcht, daß der Fackelglanz die Augen des Feindes zu zeitlich auf sie lenken könnte.

„Wir müssen sie so lange als möglich in der Täuschung erhalten,“ sagte der Offizier.

Sie ritten also ohne Fackel in das dunkle Thor, erst als sie sich dem entgegengesetzten Ausgange nach der Stadt näherten, wurden Fackeln angezündet.

Dieser Fackelzug verhalf aber dem tapferen Rittmeister und seinen Gesellen zu einem höchst unerfreulichen und selbst entsetzlichen Anblick.

Der Glanz fiel auf Küraße, Schwerter, Donnerbüchsen, Helme, kurz auf eine kleine Armee, welche nur

auf ein Zeichen zu warten schien, um über die Reiter-schaar herzufallen.

Der Rittmeister wandte um und rief:

„Ausgelöscht! Wir sind verrathen! Die Hunde weisen uns die Zähne, als ob sie uns auf eine halbe Meile Weges gewittert hätten.“

Als Prendl zurückstürmte, blieben die Städter, trotzdem, daß sie die Feinde gesehen hatten, bewegungslos stehen; der Rittmeister athmete auf und rief den Seinigen zu:

„Die Hasenfüße, obgleich uns an Zahl zwanzigmal überlegen, wagen es nicht, uns anzugreifen.“

In demselben Augenblicke hörten die Reiter ein entsetzliches Gerassel; sie wurden unruhig und drängten vorwärts, obgleich das Geräusch nicht vom Rücken her zu kommen schien.

Dieses Drängen dauerte aber nur ganz kurze Zeit, eine Minute, nicht länger, dann hielt die vordere Reihe an, die letzten Reiter prallten an die vorderen, man wußte nicht, was diese plötzliche Zögerung zu bedeuten habe. —

Zu dieser Unruhe gesellte sich ein neuer Schreck, die städtischen Vertheidiger hatten nun ihrerseits Fackeln angezündet, nicht ein, zwei — sie schwangen mindestens hundert Windlichter. Bei dem furchtbaren rothen Scheine

konnten die hintersten Reiter gewahren, wie sich die feindlichen Massen in vorschreitende Bewegung setzten.

„Macht, um Himmels willen, daß wir über die Brücke kommen,“ schrieen die Hintersten, „sonst sind wir verloren, der Feind rückt an!“

„Zurück! Zurück!“ tönte es wie ein Echo aus den vorderen Reihen. „Das Thor ist verschlossen, die verfluchten böhmischen Hunde haben das Fallgitter niedergelassen!“

„Man muß es sprengen!“

In der That hörte man fürchterliche Hiebe gegen das Fallgitter führen.

Plötzlich durchlief aber die hinterste Reihe das Geschrei:

„Zu spät!“

Ein Mann mit goldverbrämtem Wamms, der einen spiegelglänzenden Küraß auf der Brust und eine fein gearbeitete Pickelhaube auf dem Kopfe trug, ritt den Städtischen voraus und forderte die erzherzoglichen Reiter zur Uebergabe auf.

Während dieser Aufforderung hatten sich die mit Büchsen bewaffneten Bürger schußfertig gemacht.

Die Lage der Erzherzoglichen war verzweifelt. Prendl's Herz, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, fürchtete und hoffte Ramée's Ankuuft ganz in gleicher

Weise; er fürchtete Ramée's Spott und hoffte von ihm Befreiung.

Der feindliche Anführer ließ den tapferen Rittmeister nicht lange in dieser Schwebe, indem er nochmals zum Capituliren aufforderte.

Prendl machte, um Zeit zu gewinnen, Ausflüchte.

Der Obrist drohte zum Angriff zu schreiten.

Es war unverkennbar, daß kein Mann dem Blutbade zu entrinnen vermochte, wenn man es auf das Aeußerste ankommen ließ.

Der Rittmeister stand daher eben im Begriffe, sein Schwert dem feindlichen Anführer einzuhändigen, als eine Trompetenfanfare vom Brückenthurme her der Scene eine ganz andere Gestalt gab.

„Sie sind es! sie sind es!“ jubelten die Reiter. „Jetzt ist die Reihe an uns!“

Unter diesem Geschrei und dem Einfluße der kriegerischen Fanfaren, die noch immer fort hallten, ritt ein Wallone knapp an die Seite des Rittmeisters und brannte seine Pistole auf den feindlichen Rittmeister ab, der aber, da die Kugel an seinem Brüstharnisch abprallte, statt vom Pferde zu sinken, einen fürchterlichen Hieb gegen den Wallonen führte und seiner Mannschaft zurief:

„Auf und d'ran und kein Quartier!“

Auf diesen Zuruf drängte das Kriegsvolk, das, wie erwähnt, den Reitern weit überlegen war, wüthend heran, ein Gemetzel nahm seinen Anfang, wie es seit den Tagen der Hussiten nicht erhört war.

Obrist Colona, er war der Anführer der Städtischen, ging mit gutem Beispiele voran und mähte, ein kräftiger Schnitter, was sich auf seinem Wege befand.

Die Reiter heulten gegen das Fallgitter:

„Zu Hilfe! zu Hilfe!"

Aber der sich entfernende Hufschlag und die Trompetenklänge, die nur mehr von Weitem herübertönten, bewiesen den wie in einer Falle gefangenen Reitern, daß sie auf keinen Entsatz zu rechnen hätten. Sie beschlossen, als sie genau erkannten, daß es für sie keine Rettung gab, ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und fochten wie eingefleischte Teufel.

Der Rittmeister schrie mit Donnerstimme:

„Mir nach, Bursche!" und setzte in das Fußvolk.

Einige wurden getödtet, Andere überritten, aber dann kam eine Reihe die Stand hielt und die Pferde mit ihren langen Picken nieder machte.

Ein hagerer Mann mit Messerrücken dünner Nase und zornig blitzenden, grauen Augen, der seinen kleinen dicken Nachbar durch die rücksichtslose Handhabung seiner langen Picke — sie war die längste die im ganzen

Waffenvorrath der Altstadt aufgefunden werden konnte — sehr beunruhigt, führte einen so gewaltigen Stoß gegen den Rittmeister, daß er unter lautem Triumphgeschrei der Städter vom Rosse sank, während der hagere Krieger ebenfalls das Gleichgewicht verlor und niederstürzte.

Sein Nachbar brachte ihn nicht ohne große Mühe wieder zum Stehen, sagte ihm aber mit großem Ernst: „Ich verbiete Euch Nachbar einen ähnlichen Stoß zu führen, Ihr incommodirt Euere ganze Umgebung und mich in's Besondere, der nicht so ganz vertrocknete Aalhaut ist, wie Ihr.“ Der folgsame Friseur ließ es sich gesagt sein und begnügte sich von nun an als theilnamloser Zuschauer den Kampf mit anzusehen. Den Kampf! es war nach dem Sturze des Rittmeisters nur mehr eine Schlächterei, Colonna betrauerte zu spät in einer Aufwallung von Zorn Befehl ertheilt zu haben, kein Quartier zu geben, die Mannschaft berauscht von Blutgeruch und Kampf, gehorchte der Ordre ihres Befehlshabers nur zu pünctlich. Der unglückliche Wallone, der seine Pistole auf den Obrist abgefeuert hatte, war, als es zum Handgemenge gekommen, von zwei kräftigen Armen gepackt und unversehrt gegen die Wand geschleudert worden.

Er streckte flehend die Hände aus und schrie seinem Angreifer zu: „Pour l'amour de Dieu."

Der Angreifer, derselbe kleine dicke Mann, wandte sich großmüthig von seinem wehrlosen Gegner ab, der aber im nächsten Augenblick von einer Streitaxt zermalmt da lag. Ein junger Sergeant, Franzose von Geburt, dem das Schwert von einer Kugel aus den Händen geschmettert worden war, lehnte aus zahlreichen Wunden blutend an der Mauer und seufzte: „Ma pauvre mère, que dira-t-elle?" „Sie wird sagen: „Gott tröst" höhnte Graf Dionys Czernin, und stieß ihm seinen von Blut rauchenden Degen in die junge Brust. „Wenn ich nur den Leithammel der unsauberen Heerde treffen könnte," rief der fünfundsiebzig Jahre zählende Ritter von Kaplirz. „Bemüht euch nicht gnädiger Herr," erwiderte, der Friseur Widtmann „dem hab' ich den Rest gegeben." „Noch nicht" ertönte eine röchelnde Stimme vom Boden herauf, die einem Manne angehörte, der sich mühsam zwischen den entstellten blutigen Leichnamen, die schwer auf ihm lagen, hervorarbeitete. Als es ihm gelungen war, sich so weit von der Last zu befreien, daß sein Oberleib über die Todten hervorragte, rief er: „Da bin ich! Nun Schlächter, schlag zu." Der Ritter von Kaplirz wich bei dem Anblick des bleichen Schatten zurück, der nur auf seinen Ruf das

Todenreich verlassen zu haben schien: „Mit einem Wehrlosen fechte ich nicht,“ sagte er sich umwendend. Da reichte ein lebendiger Leichnam, dessen Schädel einen klaffenden Spalt zeigte, dem Rittmeister ein blutiges Schwert um gleich darauf von dieser letzten Anstrengung erschöpft, für immer nieder zu sinken, — es war der Wallone, der den ersten Schuß gethan. Prendl faßte das Eisen und schrie dem böhmischen Cavalier zu: „Nun laßt mich so wahr Ihr ein Cavalier seid einen ehrlichen Reitertod sterben und duldet nicht, daß ein Officier obgleich Euer Feind, wie ein Schlachtthier niedergemetzelt werde.“

Kaplirz stand im Augenblicke, als er das bluttriefende Schwert des Rittmeisters im rothen Licht der Pechfackeln blinken sah, einem Feinde gegenüber, der Friseur war aber nicht des Ritters Ansicht, daß der Mann, welchen der Himmel so wunderbar von seinem Pickenstoß gerettet hatte, durch eines anderen Menschen Hand sterben sollte. „Halloh,“ rief er dem Ritter zu, „der Mann ist in Ewigkeit mein und ich Tobias Widtmann, will nicht, da es Gott gefallen hat, ihn zu erhalten, daß er dennoch zu Grunde gehe.“ Hummel theilte die Ansicht seines Nachbars und faßte die Herren und Ritter bei ihrer schwachen Seite der Selbstsucht, indem

er bemerkte, wie vortheilhaft es sei einen feindlichen Officier als Geißel zu behalten.

Die eigenen Landsleute ließen sich schnell überzeugen, vor Allem der Obrist, wer aber der menschenfreundlichen Absicht des Kupferschmiedes die größten Hindernisse in den Weg legte, war aber der Feind den er schonen wollte. Rittmeister Prendl blickte trostlos umher und sah, daß sie Alle todt waren, die er in den Kampf geführt, daß er aus achtzig tüchtigen Reitern, der einzig Ueberlebende war, diese traurige Ueberzeugung erschütterten ihn so sehr, daß er die Hände vor das Gesicht hielt, laut schluchzte und nur den Tod als sein gutes Recht forderte.

So mancher der böhmischen Ritter wäre nicht abgeneigt gewesen, dem Rittmeister, was er sein gutes Recht nannte, zu Theil werden zu lassen, die Standesgenossen der beiden Nachbarn, die Bürger der Altstadt schaarten sich aber um Widtmann und Hummel und erklärten, daß sie augenblicklich die Waffen niederlegen würden, sobald die Herren einen solchen Fang, wie den Rittmeister aus den Händen ließen.

Die Folge dieser kathegorischen Erklärung war, das Rittmeister Prendl ganz gegen seinen Willen am Leben blieb.

Man mußte nun vor Allem den Thorweg säubern,

die todten Pferde und Leichen aber wurden Angesichts des Feindes, welcher den Brückenthurm der Kleinseite besetzt hielt, massenweise in den Fluß geworfen, und nur die Prager Bürger, welche gefallen waren, ordentlich beerdigt.

Prendl, dieses kostbare Pfand, noch kostbarer durch den bischöflichen Ring, den man an seinen Fingern gefunden, wurde noch in der Nacht als Gefangener nach dem Rathhaus gebracht.

Er hätte auch ohne Gefangener zu sein, wo immerhin gebracht werden müssen, sein Zustand erlaubte ihm keine freie Bewegung, obgleich von Feindesschwert unverletzt, hatte ihn der Hufschlag eines durch Pickenstöße in Wuth versetzten Thieres getroffen, sein Arm trug die Spuren zahlreicher Quetschungen, und sein rechter Fuß schien wie gelähmt. Es war augenscheinlich, daß sich der Zustand des Reiterofficiers, wenn nicht große ärztliche Sorgfalt und häusliche Pflege aufgewandt wurde, verschlimmern mußte. Der wackere Kupferschmied, der trotz seines großartigen Hochmuthes die mitleidigste Seele von der Welt war, stellte dem Leiter der Vertheidigung vor, wie man Gefahr laufe die Frucht des Sieges und der großmüthigen Schonung durch den Tod des Rittmeisters zu verlieren, wenn nicht außerordentliche Mittel zu seiner Wiederherstellung angewandt würden.

„Ei, haben wir nicht ein Feldspital?“ erwiederte Colonna.

„Ach ja, wo die Kranken crepiren,“ versetzte der Bürger unehrbietig.

„Teufel, wisset Ihr besseren Rath?“

„Ja, den weiß ich.“

„Nun, was soll's?“

„Es soll, daß ich mein Haus für den Gefangenen zur Verfügung stelle.“

„Ein wackerer Bürger!“ murmelten die Standesgenossen des Kupferschmiedes.

„Aber, wer steht uns für die Sicherheit des Gefangenen?“ sagte der Obrist mit dem Kopfe schüttelnd.

„Ich, gnädiger Herr, ich,“ entgegnete Hummel, den Kopf in die Höhe werfend.

„Und wer steht uns für Euch?“

Der Kupferschmied wurde über diese Frage so zornig, daß er kein Wort zu stammeln vermochte.

Daß der Friseur die Bürgschaft für seinen Freund übernommen, daß ein halb Dutzend Kupferschmiede für den ehrlichen Caspar Hummel einzustehen erklärten, daß Prendl sein Ehrenwort anbot, Alles dieß schien den Obristen nicht zu rühren, und es ist zweifelhaft, ob nicht der Mann, welchem, wie er sich ausdrückte, Päpste und Kaiser ihr Vertrauen schenkten, mit tief gekränkter Seele

hätte abziehen müssen, wenn nicht eine schrille Knabenstimme neben Colona gerufen hätte: „ich kenne die gute Gesinnung des ehrenwerthen Meisters."

Der Obrist bückte sich, um den neuen Bürger zu sehen und erkannte zu seiner innigen Befriedigung den kleinen Pferdejungen. Er flüsterte ihm die geheimnißvolle Frage zu: „Ob er herüber und Alles in Ordnung sei?" worauf Jan mit dem Kopf nickte, und der Obrist laut aufschrie:

„Hurrah, der Thurn ist glücklich aus den Händen der Amalekiter."

Bei der Volksthümlichkeit, deren sich der Graf in den Pragerstädten erfreute, konnte es nicht an einem tausendstimmigen Hurrah fehlen, das den Ausruf des tapferen Obristen beantwortete.

Nochmals flüsterte Colona dem Jungen zu:

„Also der Kupferschmied ist wirklich kein Trunkenbold, wie es den Anschein hatte?"

„Nicht im Geringsten," bekräftigte Jan Kafka.

„So nehmt denn hin den Gefangenen," rief nun der Obrist dem Bürger zu, „ich bin so eben vollkommen beruhigt worden."

Der Kupferschmied, so sehr ihn auch eine abschlägige Entscheidung gekränkt haben würde, war doch mit dem Gange, den diese Unterhaltung genommen, unzu-

frieden. Er hielt den feinen Pferdejungen für einen neckenden Kobold, dem eine besondere Macht über sein Geschick eingeräumt sei, und war daher der Blick, den er seinem jungen Freunde zuwarf, nicht so zärtlich als die freundliche Verwendung des Burschen wohl verdient hätte.

Er kümmerte sich auch nicht weiter um den Jungen, sondern ließ den Verwundeten auf eine Bahre legen und in seine Wohnung tragen, während er stolz mit seinem Nachbar, dem Friseur, voranschritt.

Die Leser wissen oder wissen vielleicht nicht, daß das Haus „zum steinernen Rössel" nicht ganz hundert Schritte vom Rathhaus entfernt liegt, man hatte also nicht weit zu gehen, um das Ziel zu erreichen.

Die gute Dame Katharine Brigitte stand mit ihren Töchtern am Fenster und blickte erwartungsvoll in die Nacht hinaus; das Herz der guten Bürgersfrau war von großer Sorge um den kriegerischen Gatten beschwert, sie spähte daher nach jeder Gestalt, die schattenhaft über die Straße huschte. Als die Schüsse vom Thor herüber knallten, schlug das Herz der Meisterin noch hörbarer, und als sie bald darnach beim Scheine von ein paar Pechfackeln eine Bahre daherschwanken sah, erblickte sie

auch nichts als die Bahre, rief: „Jesus, Maria, da bringen sie den Vater!“ und fiel in eine ganz natürliche Ohnmacht, aus welcher sie die Töchter statt mit flüchtigen Salzen, wie heut zu Tage üblich, mit Hirschhorngeist, zu welchem sie die Mutter riechen ließen, wieder zu sich brachten.

Als die Meisterin sich einigermaßen gefaßt hatte, kehrte auch die alte Thatkraft zurück. Statt den Mädchen zu erlauben, hinunter und dem Verwundeten entgegenzueilen, stieg sie selbst hinunter und setzte, um dem armen Manne die beschwerliche Expedition über die Treppe zu ersparen, das bequemste Gemach des Erdgeschosses zum Empfange des Verwundeten in Bereitschaft.

„Hieher,“ rief sie den voranschreitenden Männern, die sie noch immer nicht erkannte, da sie außer dem Lichtkreis der Fackeln gingen, zu.

„Ist er stark verwundet?“ frug die arme Frau einen der Männer, die an der Hausthüre warteten, bis die Bahre innen wäre.

„Nicht tödtlich, meine Liebe, nicht tödtlich,“ gab eine Stimme zur Antwort, welche augenblicklich eine mächtige Revolution in den Gefühlen der würdigen Dame hervorbrachte.

„Nein, jetzt hab' ich es genug," rief sie aus, „noch liegt mir der Todesschreck in allen meinen Gliedern; ich halte dieses undankbare Ungeheuer für verwundet und todt, und er kehrt rund und voll nach Hause zurück und nimmt sich heraus mir diesen Schreck einzujagen."

Der redliche Nachbar wollte seinem Freunde beispringen und beeilte sich die gute Frau von ihres Mannes Unschuld zu überzeugen, allein das diente aber nur dazu, um den Zorn Katharina's zu erhöhen.

Sie sprach nicht mehr, sie schrie: „Mische sich der Nachbar nicht in fremder Leute Angelegenheiten, die ihn nicht mehr angehen als mich die Bahre, deren Träger sich keinen besseren Ort zu rasten aussuchen konnten, als unser Hausthor."

Wirklich stellten die Träger in diesem Augenblicke die Bahre nieder. Der Friseur seufzte und wagte die Frau vom Hause nicht mit der Wahrheit bekannt zu machen, und Hummel suchte vergebens seine Gattin in das Innere des Hauses zurückzuziehen, um bei Entdeckung, daß die Bahre für ihr Haus bestimmt sei, jeden öffentlichen Ausbruch ihres Unwillens zu vermeiden. Endlich, gelang es, die Frau zu beschwatzen, daß sie ihm die Treppe hinauf folgte; sogleich flüsterte er der

ältesten Tochter Petronella zu, sie möge nur schnell hinabsteigen, da ihr Nachbar Widtmann etwas zu vertrauen habe.

In dem Augenblicke ihres Erscheinens auf der letzten Stufe brachte man eben den Rittmeister in's Thor.

Es ist nun vielleicht der rechte Zeitpunct, daß wir den Leser mit der Außenseite des tapferen Officiers bekannt machen. Fritz Prendl war ein hoch aufgeschossener junger Mann mit schmächtiger Taille, ernstem, etwas blassem Gesicht, von welchem sich ein schwarzer Schnur- und Kinnbart abhob. Die Augen des Rittmeisters waren von buschigen Brauen umspannt, und verliehen der ganzen Physionomie das Gepräge einer Entschiedenheit, die im ersten Augenblick imponirte; der Officier hatte das sechsunddreißigste Jahr bereits überschritten, und konnte daher nicht mehr zu den ganz jungen Leuten gerechnet werden, eben so wenig war das der Fall mit Jungfrau Petronella oder Petronilla, wie sie sich lieber nennen hörte; das Mädchen war gerade um zehn Jahre jünger als der verwundete Officier. Sie gehörte zu jenem eigenthümlichen Frauenschlag, wie wir ihn nur in Böhmen und hier vorzugsweise in Prag angetroffen haben. Diese Weiber sind das Product einer überaus

glücklichen Mischung des germanischen und slavischen Typus.

Als ihr der Friseur das Geheimniß anvertraute, daß der Verwundete im Hause verpflegt werden solle, wollte Petronella zuerst Einwendungen erheben, aber ein Blick auf den Verwundeten, welcher bereits auf ein Bett in der für den Hausvater in Bereitschaft gesetzten Kammer gelegt worden war, ließ die Einwendung auf den Lippen ersterben. Der Rittmeister, der wohl fühlte, daß weibliche Theilnahme in seiner Lage über Alles ging, war durch den Anblick des freundlichen, offenen Mädchengesichtes erquickt, und Petronilla's, — thun wir ihr den Gefallen und heißen wir sie Petronilla, — Miene drückte die Worte aus: „Unbesorgt, Du blasser Mann, wir wollen ein Christenwerk an Dir thun."

Während Nachbar Widtmann und die fromme Petronilla Alles anwendeten um die Lage des Verwundeten so erträglich als möglich zu machen, während sich Herr und Frau Hummel, welch' Letzterer der Hausvater sein kühnes Unterfangen vollends entdeckt hatte, weidlich zankten, — ein Zank, der aber, wie bei einer im Grunde herzensguten Frau nicht anders möglich, mit einem „In Gottes Namen, so mag er bleiben," schloß, während die Frau vom Hause nach ihrer Magd Christel, die sie den ganzen Abend nicht zu Gesichte bekommen,

schrie, während ein wohl vermummter Herr die Stiege, welche vom dritten Stockwerke herabführte, ängstlich herunterstieg, bewegte sich wieder ein Zug mit einer Tragbahre die Plattnergasse herauf, und hielt vor dem Thore des Kupferschmiedes.

9.

Unsere Leser werden ohne Zweifel errathen haben, daß es der geflüchtete Graf Thurn war, den man auf einer, freilich ohne Vergleich sorgfältigeren, mit Daunenkissen belegten Bahre daher trug. Ein kleiner Schlingel rannte die Treppe hinan und stieß auf der letzten Stufe hart mit einem ältlichen Herrn zusammen, der einen gräulichen Fluch ausstieß und an der Bahre, welche soeben am Thore hielt unerkannt vorüber wollte, allein die Träger entblößten beim Anblick des ihnen wohlbekanten Herren den Kopf, während der Fremde in augenscheinlicher Verlegenheit einige unartikulirte Laute hervorstammelte.

Schräg gegenüber von dem Hausthor „zum Frosch" wartete ein etwas jüngerer Mann, der eine Sammtkappe auf dem Kopfe trug und sonst wie die Künstler jener Zeit gekleidet war; der etwas jüngere Mann

blickte so starr und träumerisch nach den Fenstern des ersten Stockwerkes des gegenüber liegenden Hauses, daß er die Annäherung des ältlichen Mannes gar nicht bemerkte. Der Fremde mußte ihn an der Schulter berühren um seine Anwesenheit kund zu thun. Der Künstler fuhr aus seiner Erstarrung auf und sagte:

„Ei, Meister, Ihr seid ziemlich schnell!“

„Schnell?“ erwiederte die angeredete Person, deren Namen wir vorläufig noch verschweigen wollen, kopfschüttelnd, „weißt Du, daß ich seit mehr als zwei Stunden oben war?“

„Unmöglich, es kommt mir vor als ob es zwei Minuten wären.“

Der Meister gab ihm einen leichten Streich auf die Achsel und sagte:

„Laß' uns heimkehren, es scheint in diesem Hause gehen nicht die erprobtesten Freunde unseres Thrones aus und ein. Hast Du bemerkt?“

„Ja, ich bemerkte, daß nach einander zwei Verwundete, von denen Einer von oben, der Andere von unten kam, in's Haus getragen wurden, ich bemerkte ferner, daß der Besitzer des Hauses drei sehr hübsche Töchter hat.“

„Mag der ehrliche Bürger zehn hübsche Töchter

haben, je mehr desto besser, es kann gar nicht genug schöne Frauen geben."

„Eine Meinung, der ich vollkommen beipflichte, indeß scheint die eine der hübschen Töchter bereits gewählt zu haben?"

„Was wisset denn Ihr? ich sage Euch, daß Keine gewählt habe."

„Möglich, daß man Euch mitder redlichsten Absicht, die Wahrheit zu sagen, eine solche Mittheilung machte, ich andererseits urtheile nach dem Blick, welchen das eine Mädchen dem blassen Officier zuwarf, der zuerst in das Haus gebracht wurde, daß auf dieses Herz nicht mehr zu zählen sei."

„Und was für eine Art Officier war das?"

„O ich möchte wetten, daß die Passauer in dieses Herz Einquartirung legten, man behauptet ja, daß die Erzherzoglichen überall die schönsten Quartiere in Besitz nehmen."

„Und die andere Tochter?"

„Nun, die andere ist noch ein blasses Kind, verspricht aber hübsch zu werden."

„O ich rede nicht von dem Kinde, liebster Freund, und Du weißt recht gut, daß ich nicht von ihm spreche, — Ei, die Nacht hindert mich durchaus nicht zu sehen,

daß Du scharlachroth wirst, wie steht es mit der Schwester der Soldatenbraut, hat sie auch bereits gewählt?“

„Ach, wie kann ich das wissen! Kenne ich doch nicht einmal ihren Namen.“

„Nun, es freut mich, wenn ich zu etwas nütze bin, ich ließ mir die Namen der drei Mädchen nennen, sie heißen Petronella, Sabine und Anna, welche ist Deine Erwählte?“

„Zeigen will ich sie Euch Meister, aber nennen kann ich sie nicht, sehet diese reizende Büste und ich muß mich als Künstler darauf verstehen. O nicht da — das ist die Magd die beim Fenster heraussieht, — beim dritten Fenster, Herr — so recht, — sind das nicht vollendete Formen?“

Der Meister prüfte die Umrisse des Frauenzimmers mit einem Kennerblick und sagte mit dem Kopfe nickend:

„Nicht übel, in der That nicht übel — laß' übrigens die Mägde in Ruhe, ein römischer Dichter, den Du vermuthlich nicht kennst, sagte bereits höchst sinnreich: „Ne sit tibi amor ancillae pudori“ was ungefähr verdeutscht so viel sagen will, als: „Einer gemeinen Dirn', steht keine Schand' an der Stirn'," oder: „Die Lieb' von meinem Dirnlein, soll Dir nicht zu Schaden sein,“ oder: „Was liegt denn nur daran, ob wir die Frau oder ihr Mädel hab'n.“

„Es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß Dienstbarkeit ungünstigen Einfluß auf Körperschönheit äußere, zog nicht der Meister in der Kunst zu lieben die „Togata“ der „Institia“ vor? Doch das verstehst Du nicht, Hanns. Ich will nur so viel sagen, daß ein Dienstmädchen kein verwerflicher Gegenstand unserer Neignng sei. Der „pudor stolatus“ ist, wie Ovid behauptet, etwas sehr Schlimmes für seine Bewunderer, wie ich leider im Laufe dieses Tages zum hundertsten Male erfahren. Du sahest mich, während Du mit der Kanzlerin über, ich weiß nicht was für einen gekreuzigten Heiland sprachst, in eine kleine Kammer gehen, weißt Du wer diese Kammer bewohnt?“

Der Mahler verneinte.

„Es ist die Stube der kleinen Gräfin Lobkowitz, weißt Du, desjenigen Frauenzimmers, nach welcher der Kaiser seine milchweiße Lieblingsstute getauft, sie ist eine Tiegerin, das grausamste Geschöpf auf Gottes Erdboden und dabei von göttlicher Schönheit, zehnmal schöner als die Pernstein, wenn auch um einen Kopf kleiner, aber unbezähmbar „indomita oder indomptable“, wie der König von Frankreich zu sagen pflegte.

„Da ist die Christel, welche eben so schön nnd noch dazu um einen halben Kopf größer ist, ein viel gefügigeres Geschöpf — sie weint auch, aber was thut’s?

ich habe einem Freunde aufgetragen ihr einen Mann zu suchen, einen hübschen, stattlichen Jungen, den ich mit einer Fürstenstelle glücklich mache.

„Die beiden Leute werden noch meine Großmuth ausposaunen, das ist der Unterschied zwischen togata und stolata, jetzt weißt Du's."

Nach diesen Worten wandte sich der Meister um, und nahm den Rückweg, blieb aber, als er bemerkte, wie der Mahler Zeichen machte und auf dieselbe Weise Antworten empfing, verwundert stehen. „Sie wird sich Morgen um zehn Uhr in der Teynkirche einfinden" sagte der Mahler zu seinem ältlichen Begleiter, indem er sich zu gehen anschickte.

„Nun ich fange zu glauben an," erwiederte der Meister, „daß Ihr gegen mich für diesen kleinen Kriegszug viel mehr Verbindlichkeit habt, als ich gegen Euch."

Der Mahler gab seufzend seine Zustimmung zu erkennen, warf noch einen Blick nach dem bezeichneten Fenster, aus dem sich indeß die Frauengestalt zurückgezogen hatte, und trat den Rückzug an.

Daß sich jene Dame vom Fenster entfernte, kam daher, weil man ihrer nothwendig im Haus bedurfte. Frau Katharina Brigitte hatte zwar beim Erscheinen der zweiten Sänfte die Hände über den Kopf zusammen geschlagen und ein über das andere Mal gerufen: „Daß

Gott erbarm' die Leute schau'n, wie es allen Anschein hat, das Haus „zum steinernen Rössel“ für ein Hospitz an, dessen Vorsteherin ich bin und wenn das kein Ende nimmt, werde ich und mein Mann noch am Boden zu schlafen genöthigt sein,“ beeilte sich aber doch Anordnungen zu treffen und ließ den verwundeten Grafen in dieselbe Stube bringen, wo sich der kaiserliche Officier bereits befand, eine Maßregel, die zwar von dem Rittmeister und vermöge eines sympathischen Zuges auch von ihrer Tochter Petronilla höchlich mißbilligt wurde, und dennoch wegen der Gemeinsamkeit der Pflege und Wartung vortrefflich war.

Der Rittmeister, welchem der Grafen Thurn bei seinem Eintritt, einen guten Abend bot, murmelte etwas, das zwischen Fluch und Gruß die Mitte hielt.

Zu Häupten des Officier's saß ein hübsches Mädchen das ebenfalls finster genug dreinschaute, als der Graf auf das gegenüberstehende Lager gebettet wurde, Frau Katharina Brigitte, die für einen Augenblick in's Zimmer kam, schien um nichts entzückter über des neuen Gastes Ankunft, selbst der großmüthige „Caspar Hummel“ zog ein schiefes Gesicht, da er die unverdienten Vorwürfe seiner Gattin fürchtete. Dem Grafen, der keineswegs so krank war um seine Umgebung nicht scharf beobachten zu können, entging die allgemeine Mißstim-

mung, die sich bei seiner Ankunft äußerte, keinen Augenblick. Er wandte sich daher an den kleinen Jan Kafka, der sich am Bettfuß nieder gekauert hatte und sagte halblaut: „Gesteht, Ihr habt Euch in Euerer Voraussetzuug der freundlichen Theilname, die ich hier finden sollte, getäuscht." Der Junge schüttelte den Kopf obgleich sich selbst seinem ungebildeten Verstand die Ueberzeugung aufdrängte, daß der Graf nicht so ganz Unrecht habe. Er wandte sich deshalb an den Herren des Hauses und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr. Unglückseliges Geflüster! Die Meisterin, welche in dieser geheimen Mittheilung das Complott, ihr Haus völlig in ein Feldspital umzugestalten, witterte, faßte den Burschen am Rockkragen beutelte ihn nach Herzenslust und sagte: „Schlingel, wenn Du Dich unterstehst mir noch Jemanden in's Haus zu bringen, heiße er Kunz oder Hinz, so setzt es eine Tracht Prügel, und somit Gott befohlen." Diesen Worten gab die entschlossene Meisters-Frau durch einen einzigen Ruck ihres starken Armes, der den armen, noch immer am Kragen gepackten Schlingel vor die Thüre setzte, beredten Nachdruck. Daß diese Entschiedenheit der Hausfrau nichts zur Beruhigung des Grafen beitrug wird man begreifen. Er ließ auch alsbald den Hausherren an sein Bett kommen und bat ihm einige Leute zu besorgen,

die ihn wegbringen konnten. Vergebens wandte der Meister die vorgerückte Nachtzeit und die Gefahr eines abermaligen Transportes ein, der Verwundete bestand darauf das Haus zu verlassen.

„Ja," sagte er zum Schluß: „Prag scheint mir noch weit und groß genug zu sein, um dem Verfechter ihrer Freiheit, dem Vorkämpfer des Rechtes eine Ruhestätte zu gewähren, Graf Thurn verlangt keine Gnaden."

Die Nennung dieses Namens hatte eine eben so erstaunliche als nach dem Character der Anwesenden verschiedene Wirkung.

Meister Hummel war entzückt und beschämt zu gleicher Zeit, Frau Katharina, welche die Verlegenheit ihres Gatten bemerkte und selbst gegen die Ehre den berühmten Edelmann zu beherbergen, nicht unempfindlich war, eilte an das Bett des Verwundeten, wischte ihre völlig trockenen Augen mit dem Zipfel ihrer Schürze und beklagte sich, leise redend: „daß man ihr einen feindlichen Officier zur Pflege aufgedrungen, und daß sie daher geglaubt ihr zweiter Haß komme eben daher von wo der Erste gekommen sei."

Bei dieser Entschuldigungsrede der würdigen Meisterin hoben sich zwei Köpfe aus ihren Kissen und starrten einander drohend an. Der Officier, weil er hörte, daß der fremde Eindringling ein feindlicher Anführer

sei, und der Graf, weil er nun wußte, daß er das Zimmer mit einem erzherzoglichen Rittmeister theile. Es schien, als wollten sich die beiden Männer mit Blicken vergiften, mit Blicken, deren jeder sagen wollte: „Läge ich nicht verwundet darnieder Bursche, so solltest Du Deinen Mann an mir finden, aber wir werden nicht ewig verwundet da liegen.“

So feindlich der fremde Officier übrigens auch gegen seinen Bettnachbar gesinnt schien, so war er doch gegen die schöne Pflegerin nicht undankbar. Im Gegentheil fühlte er sich ganz glücklich, wenn er verstohlen die schöne weiße Hand Petronilla's küssen durfte. Dankbarkeit ist selten ein völlig fruchtlos verschwendetes Gefühl und weckt in den meisten Fällen ein friedliches Echo in der Brust der Wohlthäter.

Wenigstens verhielt es sich so bei der Tochter des Hauswirthes, von welcher Prendel gepflegt wurde und erklärte sie der Mutter, daß sie entschlossen sei, sich der Wartung beider Verwundeten zu widmen. Das schlaue Mädchen sagte Beider, während sie doch nur für den Einen Aug', Ohr und Mitgefühl hatte, die Folge dieses ferneren Vorhabens war die Abberufung Sabinens von ihrem Platz am Fenster, es wurde ihr die Besorgung des Hauswesens anvertraut, während sich die stattliche Ka-

tharina Brigitte die Oberaufsicht über alle einzelnen Zweige der Hausverwaltung vorbehielt.

Graf Thurn war durch die freundlichen Worte der Hausfrau nur halb bekehrt, die rollenden Augen des Rittmeisters, obgleich sie bei einem an das Bett gefesselten Manne, viel Komisches hatten, sowie die finstere Miene ihrer gemeinsamen Pflegerin, die sich nur aufheiterte, wenn sie Prendel um irgend eine kleine Dienstleistung ansprach, trugen nur bei, den Grafen in seinen Entschluße zu bestärken. Er würde ihn vermuthlich auch ausgeführt haben, wenn nicht der brave Nachbar ihres Hauswirthes Tobias Widtmann in die Thüre getreten wäre, und gesagt hätte:

„Der Harnisch ist abgelegt und jetzt steht ihr unterthänigster Diener als Arzt vor ihnen.“

Wir haben zu berichten vergessen, daß unser Freund der Friseur, obgleich dieser Theil des Gewerbes bedeutend überwog, doch auch die Functionen eines Arztes, Kräuterkundigen, Baders und Apothekers in seiner Person vereinigte. In der That hatte Widtmann seine kriegerische Außenseite völlig verändert und das Schwert zwar nicht mit dem Oelzweige, aber doch mit der Pillenschachtel und dem Aderlaßwerkzeuge vertauscht.

Der gegenwärtige Arzt bot den Verwundeten mit seinem langen Gesichte, den langen, langen Armen und

der ein klein wenig stotternden Sprache einen so komischen Anblick dar, daß sie ungeachtet der zwischen ihnen bestehenden Feindschaft bei den tiefen Bücklingen desselben in ein herzliches Gelächter ausbrachen. Graf Thurn, der seinen Nachbar schwerer verwundet hielt, als er selbst war, wies den Arzt, der zuerst an sein Bett getreten war, an das Bett des Rittmeisters. Petronilla wollte sich bei dem Eintritte des Friseurs entfernen, aber Widtmann rief ihr freundlich zu:

„Bleiben Sie Jungfer, ich werde Ihnen schon sagen, wenn Sie gehen sollen, wünsche indeß, daß Sie so lange es angeht, meine Anordnungen mit anhören. Er trat nun auf den Rittmeister zu und frug, wo er Schmerz fühle. Prendel deutete auf einige minder bedeutende Verletzungen am Schädel, die nicht von Feindeshand, sondern Sturz und Quetschung herrührten; eine Luxation des Oberarmes, der mit einem Cavalleriesäbel in unangenehme Berührung gekommen war, machte Umschläge nöthig. Widtmann entblößte endlich, da der Rittmeister über Brustschmerz klagte, die Brust des Officiers, sie trug eine thalergroße entzündete Stelle.

Der Friseur fragte, ob denn der Rittermeister keinen Brustharnisch getragen habe?

„Ei, dort liegt der Küraß,“ entgegnete der Reiter-

officier und wies auf die in einem Winkel aufgestellte Erzplatte.

Widtmann holte sie hervor, besah sie beim Licht und fand in dem dicken Erze einen Eindruck als ob eine Kugel ihren Lauf gegen den Küraß genommen hätte, nur war der Eindruck stumpfer und matter, als ihn ein Schuß veranlassen konnte.

Der Friseur näherte den Panzer der Brust des Verwundeten und verglich den Einbug des Metalls mit dem thalergroßen wunden Fleck.

„Ist denn die Verletzung so gefährlich?" rief der Rittmeister verwundert aus, als er sah, mit welcher Aufmerksamkeit und Sorgfalt der Bader gerade diese Verletzung studierte.

„Warum nicht gar, gefährlich?" gab Widtmann lachend zur Antwort.

Petronilla war über den Cynismus des Nachbars empört und schleuderte ihm einen wüthenden Blick zu:

„Dann begreife ich nicht," hub der Verwundete vom Neuen an.

„Weshalb ich den rothen Fleck so aufmerksam betrachte?"

Der Officier nickte.

„Habt Ihr nie gehört, daß die Autoren ihre Werke

immer wieder vom Neuen mit eiuem gewissen Interesse betrachteu?"

„Ah! ich will schon glauben, daß Ihr auf medicinischem Wege solche Flecke erzeugen könnet, diesen indessen verdanke ich einem andern Manne als Euch, einem viel größeren und längeren Kerl, der seine Picke, wie der leibhaftige Satan handhabte, nun Ihr könnt Euch eine Vorstellung von der Kraft dieses Ungethümes machen, wenn Ihr den Eindruck im Küraß besichtiget."

„Bei Gott, ein schöner Stoß!" rief der Friseur mit allen Anzeichen großer Anerkennung.

„Ihr seid ein ungeschlachter Klotz," bekomplimentirte ihn Petronilla.

„Ein Stoß", fuhr der Friseur fort, ohne Petronilla's Zorn zu beachten, „der dem geübtesten Landsknecht Ehre gemacht hätte."

„Ich kenne einen einzigen Burschen der so einen Stoß zu führen im Stande war", bekräftigte Brendel, „und der ist jetzt todt, ein Heldenbursche auf Ehre, Wallone von Geburt."

„Ich sah den armen Teufel fallen."

„Waret Ihr denn auch dabei?"

Diese Frage that der Rittmeister mit großen Augen, Graf Thurn aber, der zwar schießen gehört hatte, aber

sonst von dem Vorgang nichts Bestimmtes wußte, hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu."

„Ich," versetzte der Friseur, „machte die Parthie mit meinen Freunde, Euerem Hausherrn mit."

„Richtig, jetzt entsinne ich mich Eure Stimme gehört zu haben, es war ganz rückwärts als es sich darum handelte mich hieher zu bringen."

„Ja, denn vorne hatte ich keine Zeit."

„Natürlich als Arzt."

„Nicht gerade als Arzt."

„Ihr wolltet doch nicht sagen, daß ihr mit darein schlugt."

„Nein, das wollte ich nicht, ich stieß nur so ein wenig auf den Feind zu."

„Mit Euerer Lanzette vermuthlich?"

„Glaubt Ihr, daß man mit einer Lanzette so etwas ausrichten könnte?"

„Ihr Quacksalber," rief der Verwundete durch diese Frage augenscheinlich in gute Laune versetzt, „Ihr ungehobelte Latwergbüchse, was versteht Ihr vom Waffenhandwerk? — Und so Einer behauptet, dabei gewesen zu sein!"

Petronilla suchte dem Gefangenen umsonst begreiflich zu machen, daß der Nachbar wirklich dabei war.

„Wenn mein Arm gesund wäre," fuhr der Ritt-

meister fort, „Ihr müßtet einen Gang mit mir thun, natürlich auf Barbiermesser, anders thut Ihr es nicht.“

Der Friseur versetzte ohne eine Miene zu verziehen:

„Nicht von Nöthen, Herr Rittmeister ich glaube es thut's das auch,“ dabei legte er seinen langen etwas gekrümmten Finger auf die rothe Stelle der Brust.

„Mag sein, aber es ist nicht Euer Werk.“

„Wer sagt, daß es nicht mein Werk sei? habe ich nicht eben erwähnt, daß Autoren ihre Producte mit stets erneuertem Interesse betrachten? macht mir doch nicht die Autorschaft dieses meisterhaften Stosses streitig.“

„Ihr wolltet diesen Stoß geführt haben?“ sagte Prendel verächtlich, „O der Prahlhans!“

Petronilla bemerkte schüchtern und fast warnend, daß sie von ihrem Vater noch immer gehört habe, daß der Nachbar gute Stöße auszutheilen verstünde.

„Nicht doch,“ entgegnete der Rittmeister mit einem verliebten Blick, „Nicht doch, mein liebliches Täubchen, nimm Dich des alten Sperbers nicht an.“

„Ich sage aber,“ versetzte der Friseur, „daß es ihm gar nicht darum zu thun ist, sich um den alten Freund des Hauses anzunehmen, sondern vielmehr den neuen Bekannten einer Verlegenheit zu entziehen.“

„Ihr behauptet also noch immer mich aus dem Sattel gehoben zu haben?“

Thurn, welcher dem Gespräche mit vieler Aufmerksamkeit gefolgt war, warf die Bemerkung dazwischen, daß der Angreifer jedenfalls ein Mensch von der Größe des Friseurs gewesen sein müsse, vorausgesetzt, daß das Pferd normalmäßige Höhe gehabt habe.

„Und ich sage Euch,“ entgegnete der Rittmeister, „daß Ihr besser thut, von Ereignissen zu schweigen, über die Ihr kein Urtheil haben könnet.“

„Wer sagt, daß ich kein Urtheil haben kann?“ versetzte der Graf gleichgültig. „Ich habe mehrere bekannte Größen vor mir; ist da der Schluß auf eine zweifelhafte, ich sage nicht einmal Unbekannte unmöglich?“

„Darf ich bitten mir die bekannten Größen zu bezeichnen,“ sprach der Rittmeister mit einem Anflug von Spott.

„O von Herzen gerne: Ich sehe Eueren Oberleib, ja noch mehr die Länge Euerer Füße, ich weiß daher, wie groß Ihr seid, sechs Fuß weniger vier Zoll, nicht so etwas?“

„Nicht übel,“ versetzte der Gefangene, „ich messe wirklich eine Klafter weniger drei einen halben Zoll.“

„Aber nicht mit blossem Kopfe?“

„Nein, mit der Lagermütze?“

„Ihr seht ich kann errathen, gehen wir zur zweiten bekannten Größe über.“

„Ihr habt noch eine?“

„Ihr sollt selbst urtheilen, betrachtet Euch den Küraß.“

„Ich betrachte ihn.“

„Merkt Euch die Stelle des Einbuges, nehmt dazu ein Pferd, wie ich bei Eueren Reitern gar viele gesehen habe zum Beispiel einen Schecken wie ihn Obrist Ramée reitet.“

„Mein Pferd und das des Obrist wurden aus einem Stall und Gestütte verkauft.“

„Nun gut, setzt auf das dreizehn Faust hohe Pferd den fünf Fuß neun Zoll messenden Reiter und gebt jenem Manne eine lange Picke in die Hand, und Ihr werdet nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst die Wahrscheinlichkeit einsehen, daß der langbeinige alte Herr da, der Autor dieses in rothem Leder gebundenen Werkes ist.“

Diese Auseinandersetzung war so plausibel, daß selbst der Rittmeister lächeln mußte, dennoch verharrte er im Unglauben, bis Caspar Hummel die Aussage des Friseurs bestätigte und zugleich die Hoffnung aussprach, daß ihm der Rittmeister diesen Act der Feindseligkeit nicht nachtragen werde, eine Hoffnung, die Prendl also-

gleich durch einen kräftigen Händedruck in Erfüllung brachte.

Der Friseur stand eben im Begriff zu Thurn's höchster Befriedigung eine detaillirte Beschreibung des nächtlichen Kampfes zu liefern, als sich Leonhard Collonna von Fels melden ließ.

10.

Einer der reichsten Bürger der Schwesterstädte war ohne Zweifel der ehrenwerthe „Andreas Henkl," emeritirter Bürgermeister der Kleinseite, Mitglied des Rathes, Hauseigenthümer, Armenvater u. s. w. In seinem stattlichen, kugelfesten Hause hatten die Anführer des Passauer Kriegsvolkes, der Erzherzog und Ramée, ihren Aufenthalt genommen.

„Er geruht" sagte er, „mit seinen bespornten Stiefeln in meinen Teppichen herumzuwühlen und seinen knisternden Schnurbart in meine Sauce und Gemüse einzutauchen und seine glasigen Augen auf meine Frau und Töchter zu richten." Der ehrliche Andreas Henkl hielt sich mindestens für einen Halbgott, und sein Haus für einen Tempel, seitdem die Feldherren darin ihr Lager aufgeschlagen hatten. Von dem Erzherzoge zu geschweigen, dessen Anwesenheit noch ganz anderen Leuten

als dem Exbürgermeister Vergnügen bereitet hätte, war Henkl nicht minder stolz auf die Gegenwart des mannhaften echtsoldatischen Obristen Ramée. Er war so ein treuherziger, schlichter Mann, so ein Eisenherz dieser Obrist Ramée. Und hierin hatte der Hausvater vollkommen recht. Obrist Ramée hatte nicht einmal jenen Firniß geschmeidiger Sitte, womit der Erzherzog die Rauheit seines Gemüthes übertünchte. Er war ein treuherziger schlichter Mann, und konnte einem Soldaten mit unzerstörbarer Gutmüthigkeit ein Todesurtheil ankünden, oder einen Familienvater, der sich unterfangen hatte die Ehre seines Hauses zu vertheidigen, ohne eine Miene zu verziehen am nächst besten Baum aufknüpfen lassen.

Er war ein Eisenherz, Bitten, Thränen, Beschwörungen vermochten über ihn Nichts, gar Nichts, höchstens Metall — Metall zieht das Eisen an — Metall, in Joachimsthaler ausgeprägt, war ein Talisman, dem Ramée nur im Zorne widerstand, sonst nie.

Obrist Ramée forderte nicht, wie ein Gast, sondern wie ein harter Herr und Gebieter, während der Erzherzog stets ein Lächeln oder zwei Finger zur Segenspendung bereit hatte. Auf diesen guten Obrist Ramée, den der Fluch der Landleute auf allen Straßen und Wegen, die er einschlug, verfolgte, auf diesen

wackeren Soldaten, auf welchen tausend und tausend Lippen den Zorn des Himmels herabwünschten, war der ehrliche Prager Bürger stolz. Er machte sich so gemein der Passauer-Obrist, trank aus des Hauswirthes Glas, von seines Hauswirthes bestem Weine, knüpfte unter der Hand mit des Hauswirthes jüngster Tochter einen kleinen Liebeshandel an, zertrümmerte in Aufwallungen jovialer Laune des Hauswirthes Möbel und Geräthe und redete den silberhaarigen Würdenträger mit: „Alter Haluuk, filziger Kerl" und ähnlichen Kraftausdrücken an.

So stolz aber auch der loyale Bürger auf seine erhabenen Gäste war, so suchte er doch heute — es war am Morgen nach Thurn's Flucht und Prendl's Niederlage — seine Gebieter um jeden Preis zu vermeiden. Die umwölkten Stirnen der beiden Männer schienen heftige Stürme anzudeuten.

Es war gut, daß für's erste Boreas und Acquila sich gegenseitig bekämpften.

Der Erzherzog war wüthend, daß der Graf seinen Händen entgangen war und maß dem Obristen die Schuld bei, da er den von Hornberg nicht genugsam unterstützte, Ramée dagegen beschuldigte den Erzherzog ein halbes Fähnlein Reiter für nichts und wieder nichts geopfert zu haben.

„Man hätte sie retten können," behauptete der Erzherzog, „wenn Jedermann seine Schuldigkeit gethan hätte." Ueber diese ziemlich unzweideutige Anspielung fuhr Ramée mit viel weniger Ehrfurcht, als ein Mitglied der kaiserlichen Familie ansprechen konnte, zornig auf und legte selbst die Hand an's Schwert.

„Laß stecken," sagte Leopold mit einer Miene und in dem Ton der Ermüdung, „laß stecken Ramée, Du hast ja auch den Rittmeister mit seinem Zug stecken lassen."

„Euere Durchlaucht!"

„Hätte ich den Obristen Ramée um Erlaubniß gebeten die Altstadt mit einem Handstreich nehmen zu dürfen, so würde er es mir vielleicht gestattet haben, weil ich aber glaubte ein mit absoluter Vollmacht ausgerüsteter Befehlshaber dieser Soldateska zu sein, dem Jeder ohne Ausnahme zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sei, so hat man es für gut befunden meine Expedition im Stich zu lassen, ich danke Euch, Obrist, Ramée, und werde mich daran eines Tages erinnern."

Ramée zitterte vor Wuth, seine Adern schwollen an und er wollte einen silbernen Becher, der vor ihm stand, mit der krampfhaft geballten Faust in einen Klumpen zusammen brechen. „Ich weiß nicht was Euere Durchlaucht mit dem erhobenen Vorwurf sagen will," ver-

setzte der Obrist vor Zorn stammelnd, „ich war es nicht in dessen Gehirn der Plan entspungen ist, die Altstadt Prag mit einer Hand voll Leuten zu überrumpeln, ich hätte allerdings, wenn ich die Ehre gehabt hätte, um meine Ansicht gefragt zu werden, von einem so tollköpfigen Unternehmen abgerathen. Da aber ein Abentheuerer wie Prendl mehr Vertrauen einzuflößen und seinen unsinnigen Plan so vortheilhaft darzustellen wußte, daß Euere Durchlaucht ohne mich nur der geringsten Mittheilung zu würdigen, in die Ausführung willigten, so muß ich jede Verantwortlichkeit des schlechten Ausganges feierlich ablehnen.“

„Sie beleidigen mich Obrist!“

„Ich Euere Durchlaucht?“

„Der unsinnige Plan zu diesem tollköpfigen Unternehmen rührt nicht von Prendl sondern von mir her.“

„Warum sagten das Euere Durchlaucht nicht gleich?“

„Weil ich Dir das Vergnügen gönnen wollte ein Unternehmen zu beschimpfen, woran Du nicht Theil genommen.“

„Und was blieb mir auch zu thun übrig, nachdem Prendl seinen und noch achtzig andere Köpfe in die Schlinge gesteckt hatte?“

„Höre ich einen Soldaten reden oder ein altes

Bauernweib? Zerreissen mußte man die Schlinge, bei Gott zerreissen und wenn ihr und Euere Leute dabei Fuß und Hände eingebüßt hättet."

„Genug Eure Durchlaucht, ich habe meine Bestallung vom Kaiser und ihm als meinem Kriegsherrn Rechenschaft über die Truppen zu legen, die ich führe, ich durfte daher nicht um achtzig Mann zu retten zehn Tausend auf's Spiel setzen."

Der Erzherzog blickte den Obrist starr an, lächelte hämisch und sagte dann:

„Es ist gut Obrist, Ihr könnt' geh'n und ich danke Euch noch für die Aufklärung, die Ihr mir da soeben gegeben habt, der Kaiser wird Euere Anhänglichkeit und Treue zu schätzen wissen."

Ramée bezwang sich nur mit äußerster Mühe und verbeugte sich, wie ein Hund dessen Kopf man gewaltsam zu Boden drückt und dadurch am Beissen hindert. Im Fortgehen murmelte der vor Wuth schnaubende Obrist:

„Der Rittmeister soll mir's entgelten, wenn er noch am Leben ist, wenn nicht, sollen seine Gebeine am Schindanger verscharrt werden."

Mit dieser liebevollen Aeußerung ging er an Hauptmann von Hornberg vorüber, dem er gleichfalls

einen Unheil verkündenden Blick zuzuwerfen nicht versäumte.

Als der Hauptmann bei dem Erzherzoge eintrat, lag der Prinz mit halbgeschlossenen Augen auf einer Ottomane und erhob seinen Kopf nur ein wenig um zu grüßen, dann sagte er:

„Haben schon gehört, wie vortrefflich meine Wünsche vollzogen wurden, der Graf lacht uns d'rüben in der Altstadt aus und ich würde es bei Gott an seiner Stelle eben so thun, wenn er solche Gimpel wie Euch schickte um mich zu fangen. Woll't Ihr einen Freundesrath hören, so kehrt in die alte Baracke, die ihr Schloß zu nennen beliebt, zurück und helft Euerem alten Vater Füchse prellen und Euerer Frau Mutter Steckrüben ausnehmen, das sind gesunde Beschäftigungen, wie sie sich für einen Landjunker schicken. Hier glaube ich ist Eueres Bleibens nicht. Ich halte mich für überzeugt, daß Ihr Eueren Beruf verfehlt habt. Aber nein, mein Rath taugt nichts, mit den Füchsen dürft Ihr Euch erst nicht einlassen, Euer Vater der ein vollkommener Weidmann sein soll, müßte vor Zorn rasend werden, wenn Ihr so einen starken prächtigen Fuchs, den Ihr mit dem Gewehrkolben niederschlagen oder mit der Hand fangen könntet, an Euerer Nase ruhig vorüber rennen ließet.

Nein, bleibt bei den Steckrüben, es ist das sicherste und Euerer Geisteseinrichtung angemessenste Geschäft."

Dem von Hornberg, der weder das gallige Temperament noch die hohe Stellung des Obristen hatte, flossen die hellen Thränen über die Backen, als ihn der Erzherzog so mit blutigem Hohn überschüttete, er beschwor den Prinzen mit aufgehobenen Händen ihn anzuhören.

Leopold schüttelte aber den Kopf und frug nun:

„Ist der Graf entkommen?"

Hornberg nickte beistimmend und gab folgenden Bericht über des Grafen Flucht.

„Ich war entschlossen Euerer Durchlaucht Wunsch zu erfüllen und den Grafen, dem so viele Gefahr von Seite seiner Hauswirthin drohte, zu entführen; ich wählte daher zwölf vertraute Leute aus meiner Compagnie, stellte sie in der Nähe des Palastes auf und verfügte mich zur Frau Kanzlerin von Lobkowitz. Das war ungefähr um zehn Uhr Nachts, es kostete Mühe Eintritt zu erhalten. Ich verlangte den Grafen zu sprechen. Frau von Lobkowitz schien überrascht, verlegen und ich glaubte darin eben so viele unverkennbare Zeichen der von Eurer Durchlaucht gemuthmaßten Schuld zu entdecken. Die Hausfrau gab vor, daß ein so später Besuch ganz gegen die Vorschrift des Arztes laufe, daß

ein kranker Mann wie Graf Thurn vor Allem ungestörte Ruhe nöthig habe und wie sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet fühle, mir den Zutritt zu verwehren. Ich sah mich nun genöthigt nm keinerlei Argwohn zu erregen mich auf einen bestimmten Befehl Euer Durchlaucht zu berufen ...."

Der Erzherzog unterbrach hier den Erzähler, mit vor Wuth erstickter Stimme:

„Wie, das hättet Ihr gethan, einen Befehl vorgeschützt. Unglücklicher! Da wollte ich lieber eine Schlacht vorloren, als meinen Namen in diesen unfläthigen Handel vermischt zu sehen."

„Aber Eure Durchlaucht hatten ja doch befohlen.—"

„Mir scheint, Ihr seid über das Mißlingen Eueres Anschlages über Nacht verrückt geworden; ich hätte etwas befohlen! Sagte ich Euch nicht ausdrücklich — die Worte sind mir Gottlob noch ganz frisch in Erinnerung:

„O redet mir nicht von Befehlen" und setzte ich nicht hinzu: „Befehle sind gut, wenn es sich um dienstliche Verrichtungen handelt." Habe ich so geredet oder nicht?"

Der Hauptmann konnte nicht umhin zu gestehen, daß dieß wirklich die Worte waren, deren sich der Erzherzog bedient hatte.

„Wie mögt Ihr nun behaupten, daß ich etwas

befohlen hätte, bei Gott ich lasse Euch setzen, wenn Ihr das Wort noch einmal wiederholt. Jetzt fahrt fort!"

Der überraschte und halbverwirrte Hauptmann fuhr fort:

„Als ich mich auf einen hohen Auftrag berief, änderte die Kanzlerin ihren Sinn und öffnete mir bereitwillig die Krankenstube."

„Zum Teufel" — fiel hier der Erzherzog abermals ein, „zum Teufel da habt Ihr die Bescheerung —, das gottverfluchte Weibsbild nahm Eueren Befehl für baare Münze und wird nun glauben, daß Ihr in meinem Auftrage gethan habt, was einzig in Euerer müßigen Lagerphantasie seinen Ursprung nehmen konnte."

Hornberg wollte einige Einwendungen erheben, Leopold aber machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte:

„Macht, daß Ihr mit Euerem Bericht zu Ende kommt, ich fühle weder Lust noch Beruf in mir, mich mit einem Hauptmanne meines Corps herum zu zanken."

Hornberg seufzte und nahm das Wort wieder auf:

„Ich schritt auf Anempfehlung der Gräfin leise und auf den Zehen in das Gemach des Verwundeten, das nur von dem schwachen Schein eines Lämpchens erhellt wurde. Der Graf schien im tiefen Schlafe be-

graben, er schnarchte ganz vernehmlich, ich ging auf das Bett zu. Der Schlafende hatte sein Gesicht fast ganz mit der Decke verhüllt, ich rief den Grafen ganz leise beim Namen, — keine Antwort, ich rief lauter, derselbe Erfolg, — endlich rüttelte ich den Schlafenden sanft an der Schulter, da schien der Verwundete zu erwachen.

„Euere Durchlaucht möge sich mein Erstaunen vorstellen, als mich mit einem Male die Physiognomie eines wildfremden, unsauberen vierzehnjährigen Schlingels angrinste. Ich blieb die erste Minute sprachlos, dann frug ich nach dem Grafen. Der kecke Bursche behauptete den Namen des Grafen gar nicht zu kennen und frug mich mit einem Tone, der mich einen Augenblick verblüffte, was ich so spät in seinem Zimmer mache. Als ich ihm mit der Faust drohte, begann er zu schreien und als er einen Augenblick, obgleich ich ihn an der Gurgel packte, so fortschrie, kamen die Diener und Hausofficiere des Kanzlers zusammen gelaufen, während auch meine Leute von allen Seiten heraufpolterten. Ich hielt noch immer den Kerl am Hals, im Begriff ihm das Genick umzudrehen, als der Kanzler und seine Gattin von verschiedenen Thüren in's Zimmer traten, — ich gestehe, daß ich verlegen wurde.“

Der Erzherzog, der denken mochte, daß es ihm um kein Haar besser ergangen sein würde, nickte beifällig

und hörte den Verfolg der Begebenheit mit großer Spannung zu. Der Hauptmann aber fuhr fort:

„Mein Erstes war den Schlingel, dessen Gesicht bereits blau zu werden anfing, loszulassen, mein zweites der Frau Kanzlerin und Herrn von Lobkowitz eine Verbeugung zu machen."

„Ich möchte das Gesicht gesehen haben," fiel Leopold ein, „was der Lange*) bei dem Anblicke des halberdrosselten Burschen schnitt."

„O, verlangen sich Euere Durchlaucht diesen Anblick nicht; das Gesicht des Kanzlers war abscheulich, aber nicht so ganz, wie das der Dame vom Hause. Mann und Frau schienen wie versteinert; die Letztere erlangte zuerst ihre Besinnung und schalt mich in einer Weise aus, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Hätte sie mich beschimpft, geprügelt, ich würde es leichter ertragen haben, als den eisigen, schneidenden Hohn!"

„O, das müßt Ihr mir haarklein mittheilen, es interessirt mich!"

„Wer weiß, ob dieß noch in ein paar Minuten Euerer Durchlaucht Meinung sein wird?"

„So laßt hören."

*) Beiname Albert Zdenko Lobkowitz's.

„Die Gräfin frug zuerst, ob ich wisse, daß es ihr Haus sei, das ich betreten, und als ich mit Ja antwortete, spuckte der Kanzler aus, schrie „Pfui!“ und entfernte sich. Als ich, über diese Beleidigung entrüstet, dem Kanzler nacheilen wollte, rief die Gräfin „Halt“ und schrie den Burschen in der Livré zu, sie möchten mich nach Herzenslust durchprügeln, wenn ich mich von der Stelle rührte. Glücklicher Weise verstanden meine Wallonen keine Silbe von dem, was die Gräfin auf böhmisch anbefahl. Ich knirschte mit den Zähnen und frug, ob das die Behandlung sei, die man einem kaiserlichen Officier angedeihen lasse. Frau von Lobkowitz zuckte die Achseln und sprach:

„Es thut mir nach dem, was geschehen, leid, Euch für einen Betrüger halten zu müssen!“

„Ich nannte meinen Namen, wies meine Bestellung vor —“

„Das war eine große Dummheit!“

„Also hätte ich mich als Betrüger ohrfeigen lassen sollen?“

„Nicht das, aber des Kaisers Name mußte geschont werden.“

„Als ob es nicht genug kaiserliche Officiere gäbe, welche die Feldbinde entehren —“

„Fahrt fort!“

„Nun wohl; die Frau Gräfin zupfte an ihrem Brustlatze und sprach dann:

„Ihr werdet wohl entschuldigen, daß ich mich nicht gleich zurecht fand; ich war aber bis nun gewöhnt, daß kaiserliche Officiere den Feind, nicht aber wehrlose Privatleute verfolgten; ich war gewöhnt, kaiserliche Officiere ihre Tapferkeit im Kriege und nicht im Frieden bewähren zu sehen; ich war gewöhnt, vor dem Unglück Achtung zu hegen, Ihr beweist mir nachdrücklich, daß ich verwöhnt war. Der verwundete Gastfreund ist nicht mehr länger der Gegenstand ritterlicher Schonung; nun ich begreife, daß man mit einem wehrlosen Verwundeten leichter fertig werden kann, als mit einem Edelmanne in Waffen.“

„Ich wollte reden, aber die Gräfin ließ mich nicht zum Worte kommen, sondern fuhr in ihrer Sündenpredigt fort:

„Ich dürfte gegen die neuen Tugenden einer christlichen Armee, die noch obendrein von einem Bischofe angeführt wird, keine Vorwürfe erheben, falls sie nicht innerhalb meines Hauses geübt würden; hier in diesem Hause dulde ich weder Gift noch Dolch, sagen Sie dieß Ihrem Herrn!“

„Das war zu stark. Ich sprang, aufgestachelt von

Muth, auf die Gräfin zu und donnerte ihr die Worte entgegen:

„Eben weil mein Herr Beides für den Unglücklichen von Deiner Hand fürchtet, sollte ich den Grafen von hier wegbringen!"

„Ein gellendes Gelächter war die Antwort meines Vorwurfes.

„Endlich sagte sie mit einem spöttischen Knix:

„Melden Sie Ihrem Befehlshaber meinen Respect und sagen Sie ihm, daß ich den Grafen aus denselben edelmüthigen Beweggründen, wie Se. Durchlaucht, hinwegbringen ließ, zwar in keinen Kerker, aber doch in Sicherheit!"

„Als ich darauf bestand, daß Euere Durchlaucht nur die besten Absichten mit dem Grafen hegten, sah sie mich einen Augenblick zweifelnd an und sprach dann zu ihrem Caplan gewendet:

„Zu große Einfalt ist oft eben so schlimm, als das böseste Herz!"

„Mit diesen Worten kehrte sie mir den Rücken." —

„Und der Schlingel?"

„O, den sah ich nicht mehr! Meine Leute behaupten, er habe sich gleich darnach in ein Boot geworfen und sei nach der Altstadt hinüber. Jedenfalls werden Euere Durchlaucht einsehen —"

„Daß Ihr ein Einfaltspinsel seid. Ja, das sehe ich ein!“

Diese Worte sprach der Erzherzog schnell hinter einander, indem er in großer Aufregung im Zimmer auf und ab ging; endlich blieb er vor dem Hauptmanne stehen, maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte:

„Es ist das eine verteufelte Geschichte, die ich, weiß Gott, ungeschehen machen möchte. Die verdammten Weiber haben den Satan im Leibe!

„Hört mich wohl an.

„Ich mag von der ganzen Dummheit nichts wissen, sowie ich sie auch nicht anbefohlen habe — kein Wort mehr über diesen Punkt — ich habe nichts befohlen, Ihr selbst habt einen Plan entworfen, ich will glauben, daß es in der besten Absicht geschah, aber der Plan ist mißlungen. Mißlungene Entwürfe pflegt man sonst nicht zu belohnen — ich belohne Euch; ja ich thu's und ernenne Euch zum Feldobersten des Regiments, das der Kaiser soeben in der Lausitz werben lätzt; es wird noch eine Weile dauern, das geht mit allen Angelegenheiten meines kaiserlichen Vetters so, indeß bleibt Ihr immer Obrist, eine schöne Stelle, bei meinem erzherzoglichen Wort; Ihr müßt aber Geduld haben, und könnt es mit einigem Glücke und sehr vieler Geduld noch zum Marschall

bringen. Für diese besondere Huld und Gnade fordere ich nichts weiter, als daß Ihr Niemandem gesteht, daß Ihr mir Eueren Anschlag auf den Grafen vorher mittheiltet."

„Meinen Anschlag?" frug der Hauptmann ganz erstaunt.

„Und eben für diesen Anschlag erhaltet Ihr ja, in Erwägung, daß der Ausgang nicht immer in unseren Händen liegt, das Obristenpatent!"

„Für den Anschlag, den ich Euerer Durchlaucht mittheilte?"

„Für welchen sonst?"

„O, vielen Dank!"

„Nicht von Nöthen. Der Plan war klug angelegt, nur etwas herzlos, wir werden übrigens diese Parthie mildern, aber ganz Böhmen soll von Euerem Versuche erfahren."

Der Erzherzog verschloß dem Hauptmanne den Mund mit freundlichen Worten und drängte ihn thatsächlich zur Thüre hinaus.

Eine Viertelstunde später sagte er selbst zu dem Obersten Kanzler Lobkowitz:

„Ein Teufelskerl, dieser Hauptmann Hornberg, hat mir soeben fußfällig gestanden, daß er auf den Grafen Thurn heimlich Jagd gemacht, aber von Euerer schönen,

witzigen und höchst geistreichen Frau sammt einem ganzen Bataillon Hackenschützen in die Flucht geschlagen worden sei. Werde ihn nächstens hängen lassen, wenn ihm wieder der Einfall kommt, Sr. Majestät ergebene Edelleute in ihren Häusern zu beunruhigen."

„Und Euere Durchlaucht werden daran sehr wohl thun," versetzte Lobkowitz, indem er dem Erzherzog fest in's Auge blickte, „denn der genannte Officier rühmte sich öffentlich, von Euerer Durchlaucht zu dem Einbruche in meinen Palast autorisirt zu sein."

Der Erzherzog biß sich in die Lippen und sagte kurz:

„Ein schlimmer Bursche das. Am Besten, ich lasse den Ramée gewähren, wird aufräumen unter ihnen, ich versichere Euch. — Wie befindet sich die Schönste der Schönen?"

„Meint Ihr meine Nichte, Eva?"

„Ach nein, ich rede von der kriegerischen Dame, die selbst diesem albernen Burschen Hornberg so gewaltigen Respect einflößte."

„Zum wärmsten Dank verbunden, Euere Durchlaucht, Polixene befindet sich wohl und tritt heute nach Tisch eine Wallfahrt nach dem heiligen Berge an."

„Wie schade! — Hätte gerne nochmals vorgesprochen."

„Euere Durchlaucht wird einsehen, daß die Gegenwart von Frauen für eine so stürmische Zeit nicht geeignet ist. Heute wurde einem Gaste dieses Hauses Gewalt gethan, morgen kann die Reihe an uns selbst kommen.“

„Was fällt Euch ein, Graf! Der Bursche, an welchen Hornberg Hand anlegte, war ja nur ein Pferdejunge!“

„Ei, Euere Durchlaucht, böhmische Gastfreundschaft kennt keinen Standes- und Rangunterschied. Bei meines Vaters Grab,“ hier wurde der Kanzler wärmer, als man es bei dem in der Regel so gleichmüthigen Manne hätte vermuthen sollen, „der Kopf des Troßbuben gilt mir in meinem Hause so viel, als ein erlauchtes Haupt!“

„O, ereifert Euch nicht! — Ich bin der Letzte, der den tollen Streich —“

„Sagt Schurkenstreich!“ fiel Lobkowitz dem Prinzen in's Wort.

„Also Schurkenstreich, wenn Ihr diesen Ausdruck vorzieht, billigt, und ich will es auch dem Burschen, wenn Ihr ihn mir zur Stelle schaffen könnt, an einiger Ergötzlichkeit nicht mangeln lassen.“

Graf Lobkowitz lächelte über die freundliche Absicht des Erzherzogs und erwiederte achselzuckend, daß der

Bursche seine Gattin und Nichte auf die Wallfahrt begleitet habe.

Man sah es dem Erzherzoge an, wie schmerzlich es ihn berührte, sich in allen seinen Entwürfen und Plänen gekreuzt zu sehen; dennoch vermochte er freundlich zu lächeln und seine Hand zum Segen zu erheben.

11.

Während der Erzherzog seine Finger zum Segen empor streckte, läuteten die Glocken der Teynkirche und luden die Gläubigen zum Gottesdienst ein.

Es war Sonntag und die Bürgersfrauen hüllten sich in ihre prächtigsten Kleider, die Männer in ihre neuesten Wämmse und Mäntel um der Messe würdevoll beizuwohnen.

Petronilla, welche Mutter und Schwester wir wissen nicht warum — gerne vom Krankenzimmer entfernt gehalten hätte, mahnte brreits zum dritten Mal zum Aufbruch, indem sie gesenkten Auges bemerkte, daß ihr Gott die Verabsäumung des Meßopfers aus Rücksicht für die Krankenpflege verzeihen werde.

Die jüngere Schwester Sabine hatte dagegen ein besonderes Interesse — wir kennen es ebenfalls nicht, — die Mutter am Besuch der Teynkirche zu hindern

und wußte die Predigt des Pater Procopius bei St. Heinrich nicht genug zu rühmen, die alte Frau — sie möge uns verzeihen, daß wir sie im Gegensatz zu ihren Töchtern alt nennen — frug logisch genug, weßhalb Sabine, in Anbetracht der viel gerühmten Predigt, nicht auch nach St. Heinrich zur Kirche gehe, worauf die jüngere Tochter mit niedergeschlagenen Augen die größere Nähe der Teynkirche als Grund ihrer Vorliebe für diesen Gottestempel angab.

Die jüngste Tochter Anna endlich, die ihre besonderen Ursachen — wir wissen sie leider nicht anzugeben — haben mochte, einer strengen Beaufsichtigung des Kindsmädchens auszuweichen, bat mit aufgehobenen Händchen die Mutter möge der Christel gestatten bei den Kreuzherren zur Messe zu gehen.

Die Hausmutter von so vielen „Anliegen" belästigt, sagte etwas ungeduldig:

„Macht was ihr wollt ihr närrischen Dinger!" griff nach ihrem dicken Andachtsbuch und stieg langsam die Stiege hinab, Petronilla sah bei einem Fenster hinaus um sich zu überzeugen, daß die Mutter wirklich das Haus verlassen, Sabine bei dem anderen um über die Richtung, welche Frau Hummel eingeschlagen, Aufschluß zu erhalten und Christel — Anna war zu klein, um mit ihrem Kopf an's Fenster

langen zu können — schauete bei dem dritten Fenster heraus um zu sehen, ob die Frau nicht etwa zurück komme, um etwas Vergessenes zu holen.

Als alle drei Mädchen endlich bemerkten, daß die Bürgerin ruhig und arglos der Heinrichskirche zuschritt, eilte Petronilla nach dem Krankenzimmer, Sabine nach der Teynkirche und Christel nach einer gewissen Stelle gegenüber der „Hetzinsel,“ wo sie irgend eine Botschaft treffen sollte.

Folgen wir der schönen Petronilla an das Kranbett. Die beiden Verwundeten, die sich Anfangs bitter gehaßt hatten, waren nun gute Freunde geworden und begriffen gar nicht, warum sie je eine gegenseitige Abneigung gefühlt.

Prendl erblickte in dem Grafen nicht länger einen Feind, sondern einen vollkommenen Cavalier, dessen Privatfehden und Leidenschaften ihn nichts angingen; er sah bald, daß er von dem Grafen weit eher Förderung seiner aufkeimenden Liebe zu Petronilla zu hoffen, als Störung oder Nebenbuhlerschaft zu fürchten habe. Graf Thurn vergaß die furchtbar rollenden Augen des Officiers und hielt sich den Umstand gegenwärtig, daß der Rittmeister nichts als eines der vielen untergeordneten Werkzeuge des Despotismus sei.

Anfänglich hatte sich Petronilla zwar vor dem Gra-

sen gescheut, dessen Mundwinkel sich bisweilen zu einem spöttischen Lächeln verzogen, aber der Graf hatte dieser Scheu ein rasches Ende gemacht, indem er mit soldatischem Freimuth die Behauptung aufstellte, die Jugend müsse lieben, und eine lieblose Jugend könne nur ein liebloses Alter zur Folge haben.

Wir dürfen daher nicht erstaunen, daß der Rittmeister dem Mädchen feurig die Hände drückte und von ihr, als sich der Graf höchst discret mit dem Kopfe gegen die Mauer wendete, einen warmen, jedoch leisen Kuß empfing.

Tapfere Soldaten dulden keinen langen Widerstand und suchen die Festungsobjecte, wenn es der Oberbefehlshaber gestattet, mit Sturm zu erobern.

Wir wissen auch bereits so viel, daß der Rittmeister nicht zu den Memmen gehörte, er forderte daher den erst seit vierundzwanzig Stunden eingeschlossenen Platz unter der höchst ehrenvollen Bedingung einer Heirat zur Uebergabe auf.

Und der feste Platz?

Die Besatzung erklärte, im Augenblicke, als der Trauring an dem Finger stecke und der Priester seine heiligenden Worte über den Bund gesprochen, die Waffen strecken zu wollen.

Graf Thurn, dessen diplomatisches Talent von

Freund und Feind anerkannt war, spielte bei dieser Gelegenheit den Parlamentär und versprach, auch bei den Eltern vermitteln zu wollen, falls ihm die Braut einen Kuß und der Rittmeister Prendl einen Theil der Altstädter Beute überlassen wolle.

Prendl nickte etwas verlegen und drehte sich unruhig im Bette um.

Es ist nöthig, um die Forderung Thurn's und die Verlegenheit Prendl's zu erklären, auf ein vorhergehendes Gespräch zurück zu kommen.

Der Leser wird sich wohl vielleicht noch erinnern, daß er an unserer Hand die Krankenstube in demselben Augenblicke verlassen hatte, als Obrist Colona von Fels über die Schwelle trat.

Was wollte nun der Obrist noch so spät im Haus des Kupferschmiedes? Nichts Anderes als dem Grafen Thurn die Mittheilung machen, daß Obrist Namée so eben die Altstadt im Namen des Erzherzog's und Sr. Majestät des Kaisers zur Uebergabe aufgefordert habe.

Bei dieser Mittheilung, welche Colonna dem Grafen ganz laut machte, hatte dem Rittmeister das Herz vor Freude gehüpft, er konnte schon in Gedanken seinen Leidensgenossen gedemüthigt und sich in der Rolle

eines Retters und Befreiers der ganzen Familie sehen.

Dieses Vergnügen wurde durch den Verlauf des Gespräches bedeutend herabgestimmt.

Graf Thurn frug, was man zu antworten gesonnen sei:

„Ei wir haben Bedenkzeit verlangt."

„Wozu Bedenkzeit?"

„Um Euere Meinung zu hören."

„Viel Ehre für mich."

„Und was ist Euere Ansicht."

„Daß man gegenwärtig den Parlamentair in Frieden entlaße, zugleich aber drohe, den Nächsten, der mit ähnlichen Anträgen kommen sollte, stäupen zu lassen."

„Ihr sprecht mir aus der Seele."

„Und was sagt der wohlweise Rath und der Bürgermeister?"

„O die hätten den armen Schelm zu höchst am Brückenthurm gehangen."

„Und warum haben sie es nicht gethan?"

„Einfach aus dem Grunde, weil ich es verhindert habe."

„Das war brav, sogar sehr brav, obgleich es

der Ramée nicht abhalten würde die Unseren Dutzendweise aufzuknüpfen oder zu ersäufen."

Prendl machte eine Anstrengung seinen Obrist zu vertheidigen, aber Colonna legte ihm zwei Finger auf den Mund und sagte ernst:

„Verunreinigt Eueren Mund nicht durch die Vertheidigung eines Kannibalen, den ich auf freien Feld oder von rückwärts niederzuschießen, mir kein Gewissen machte."

„Es ist nicht großmüthig," seufzte der Rittmeister, „mit meinen Armen auch die Zunge gefangen zu nehmen."

„Im Gegentheile," versetzte Thurn, „handelt ein ehrenwerther Freund in Euerem Interesse, indem er Euch abhält, eine Thorheit zu begehen; ein Mann, der einen wehrlosen Knaben für eine Schießscheibe ansieht und seine Pistole nach ihm abfeuert, — und das hat der wackere Bube selbst erzählt, — verdient kein rechtfertigendes Wort eines Ehrenmannes. Uebrigens wird es gut sein, wenn wir die Schelme so schnell als möglich vom Halse kriegen."

Colonna schüttelte den Kopf.

„Nicht auch Euere Meinung?" fuhr Thurn fort. „Der Kaiser mag nicht bezahlen und der Erzherzog kann nicht."

„So ist der Sold rückständig?"

„Seit mehr als einem Monat.“

„Wohlan, bietet die Zahlung des rückständigen Soldes. Man soll wenigstens nicht sagen können, daß der Kaiser genöthigt war seine Hauptstadt mit fremdem Kriegsvolk zu überziehen.“

„Aber die Kosten werden beträchtlich sein.“

„O noch immer gering genug, um der Welt zu beweisen, daß nicht wir es sind, die den Bürgerkrieg und den Ruin des Landes wollen.“

„Gut, es soll versucht werden.“

Der Rittmeister konnte sich nicht des Ausrufes enthalten: „Wenn Ihr zahlt, so sind wir binnen vierundzwanzig Stunden aus Prag.“

„Wisset Ihr das so gewiß?“ frug Graf Thurn, indem er einen scharfen Blick auf den Gefangenen heftete.

„Was den Obristen Ramée anbelangt, möchte ich dafür bürgen.“

„Hm, Ihr mögt nicht so unrecht haben, der Obrist fürchtet sich an unseren Stadtmauern die Zähne auszubeißen, aber über Ramée steht der Erzherzog und über dem Erzherzog der Kaiser selbst.“

Mit diesen Worten schloß das Gespräch, auf welches Thurn in diesem Augenblicke mit seinem Begehren eines Beuteantheiles anspielte.

„Nun, wollt Ihr, ja oder nein?" fuhr der Graf beharrlich fort.

„Was den Kuß anbelangt," versetzte Prendl, „so kann ich nur für einen Kuß von meinen Lippen gut sagen, den Ihr nicht begehrt habt, und was den Beuteantheil betrifft, so schlage ich herzlich gern' ein, und glaube, daß ich meine Freigebigkeit in beiden Puncten nicht sehr anzustrengen haben werde."

„Nun wohl, ich erlasse Euch den Kuß und übertrage das Recht darauf auf unsere schöne Pflegerin, dazu muß sie sich selbst verbindlich machen."

„Ach Gott," sagte das entzückte Geschöpf, „ich gebe Euch einen Kuß als Angeld und zwei wenn wir getraut sind, falls Ihr diese Angelegenheit wirklich in Ordnung bringt."

„Pst," machte der Rittmeister und drohte mit dem Finger, „seid Ihr doch ein unbehutsames Mädchen, er ist ja im Stande, Euch im Falle des Mißlingens die Darangabe nach dem Gesetz verdoppelt zurückzugeben."

„Meinen Kuß, meinen Kuß," rief der Graf, „und ich will sogleich mit dem Vater reden."

„Ach, den Vater fürchte ich viel weniger!" seufzte Petronilla und schlug die Augen zu Boden.

„Wen fürchtet Ihr denn?"

„O, ich weiß es," versetzte der Rittmeister, „und gestehe, daß ich selbst Bangen habe."

„Teufel, Teufel! das muß ernsthaft sein."

„Sehr ernst," versicherte Petronilla treuherzig; „Ihr kennt die Mutter nicht?"

„Ah, mit der Mutter haben wir es also zu thun," sagte Thurn. „Und was sollte denn die gute Frau gegen einen schmucken Schwiegersohn von Rittmeister einzuwenden habeu?"

„O, mehr als Ihr glaubt."

„Das wäre?"

„Meine Mutter behauptet, daß alle Officiere" . . .

Prendl lachte laut auf, und verlangte, daß sie ihre angefangene Rede fortsetze.

„Nun gut," sprach das Mädchen, „Ihr wollt es: insgesammt keinen Schuß Pulver werth sind, und daß sie ihr Kind lieber dem Freimann, als einem Soldaten angetraut sehen wollte," sprach das Mädchen, verlegen die Augen niederschlagend.

Prendl, der erst so herzlich gelacht hatte, schnitt nun ein so langes Gesicht, als ob man ihm die ärgste Trauerkunde mitgetheilt hätte. Es bedurfte aller Liebkosungen des Mädchens, um den armen Gefangenen wieder aufzuheitern.

Während sich Petronilla dieser Aufgabe nicht ohne den glücklichsten Erfolg unterzog, wurde in der Teynkirche fleißig gesungen und gebetet, und wenn wir aufrichtig sein wollen, noch fleißiger geflüstert, wenigstens können wir das Letztere von einem Paare versichern, das hinter einem Pfeiler nahe dem Hochaltare Platz genommen hatte.

Der Mann, ein blondhaariges Individuum von sechsunddreißig bis vierzig Jahren, war wohlgebaut, von stattlichem Ansehen, und trug ein schwarzsammtenes mit Silber verbrämtes Wamms; das Mädchen hatte gleichfalls blondes Haar, aber von einem Blond mit röthlichem Goldschimmer, wie wir es an den Madonnenköpfen der älteren italienischen Meister täglich wahrnehmen können. Der Teint des Mädchens war, wie es bei Blondinen oft der Fall ist, von tadellosem Weiß, die Schultern hübsch gerundet, die Augen mandelförmig geschnitten und mit etwas zu schwachen Augenbrauen geziert. Gekleidet war das Mädchen, wie die meisten Bürgerkinder jener Zeit, in ein eng anliegendes, mit schimmerndem, spitz zulaufendem Brustlatz versehenes Mieder und ein bis an die Knöchel reichendes Kleid von dunkler Farbe, — es war Sabine, die blonde Schwester der brünetten schwarzhaarigen Petronilla. Eben so sanftmüthig, als ihre ältere Schwester entschieden, war es

trotzdem nicht das erste Mal, daß sie mit ihrem frommen Nachbar in der Teynkirche zusammentraf. Obgleich sie seinen Namen eben so wenig wußte als er den ihrigen, so kannten sie sich doch schon länger als nothwendig ist, um zwischen zwei Personen, die an einander Interesse finden, ein kleines Einverständniß anzuspinnen. Der junge Mann suchte seine Gefährtin eben zu überzeugen, daß die Viertelstunde, welche die Messe noch dauern werde, denn doch etwas zu kurz bemessen sei, wogegen ihm Sabine zu beweisen suchte, daß der Mann dem Priester Unrecht thue, indem er voraussetzte, daß die Messe binnen einer Viertelstunde persolvirt werde.

„O, Euch mag die Zeit lang genug vorkommen,“ sagte der Blonde im Tone des Vorwurfs, „mir dünkt jede Messe das Werk eines Augenblickes.“

„Wenn Ihr fleißiger beten würdet, könntet Ihr die Zeit nach der Zahl der Vaterunser bemessen!“

„Ach, bete ich Euch nicht an?“

„Schämt Euch einer solchen Rede an solchem Ort; wenn Ihr je wieder Unschicklichkeiten redet, seht Ihr mich gewiß nie wieder!“

„Ihr seid ein grausames Geschöpf!“

„Und Ihr glaubt selbst nicht an das, was Ihr eben sagtet.“

„Bei Gott, ich fange an, Euch für grausam zu halten!“

„Dann thätet Ihr mir einfach Unrecht.“

„Ist es denn nicht grausam, daß Ihr mich fort und fort seufzen lasset, ohne sich um mich weiter zu kümmern?“

„Ach Gott! Mir thut es herzlich leid um Euch, aber kann ich dafür?“

„Ihr allein könnt dafür — Niemand Anderer!“

„Habe ich Euch geheißen, mich zu lieben?“

„Um so schlimmer; da hätte ich mich doch wehren können.“

„Wie, um so schlimmer?“

„Es ist aber wirklich heimtückisch, wie mit Ueberfall zugegangen.“

„Ihr wollt doch nicht sagen, daß ich, ein sittsames Mädchen, Euch überfallen hätte, das wäre zu abscheulich!“

„Nein, das sage ich nicht, obgleich es mir lieber gewesen wäre.“

„Wie meint Ihr es denn sonst?“

„Ich meine, daß mich Euere Schönheit überrascht, im Sturme eingenommen hat.“

Das Mädchen konnte über eine solche Anschuldigung unmöglich böse sein, sie gab daher lieber gar keine Antwort. Ihr Peiniger war damit aber schlecht zufrieden, stieß sie mit dem Ellbogen an und flüsterte auf's Neue:

„Ja, so machen es Alle; wenn das Unglück geschehen ist, wollen sie nichts mehr wissen.“

„Welches Unglück?“

„Und Ihr fragt noch, welches Unglück, wenn Ihr hört, daß ich bis über die Ohren verliebt bin?“

„Und was soll ich dabei?“

„Eine schöne Frage! Heiraten sollt Ihr mich, heiraten, wie Euere Mutter den Vater geheiratet. Wollt Ihr?“ —

Welches Mädchen wäre bei einem plötzlichen Heiratsantrag nicht erröthet?

Auch Sabine blickte verschämt in ihr Gebetbuch, dessen heilige Zeilen und Worte in einander verschwammen und vor ihren Augen einen diabolischen Tanz aufzuführen schienen.

Von dem nimmer ruhenden Ellbogen des Nachbars berührt, suchte sie sich endlich selbst Muth einzuflößen und sagte:

„Wenn ich auch schon persönlich nichts einzuwenden hätte, so habe ich doch Eltern.“

„Das ist so ziemlich bei allen jungen Mädchen der Fall.“

„Noch lebende Eltern, die nicht geneigt sein dürften, dem nächst Besten meine Hand zuzuwenden.“

„Wer ist ein nächst Bester?“ frug der Brautwer-

ber, ganz vergessend, daß er dem Mädchen seiner Wahl bisher seinen Namen und seinen Stand verheimlichte. „Wer ist ein nächst Bester? — Ein Bester mag ich sein, und so Ihr ja saget, auch ein Nächster — aber nächst Bester bin ich keiner!“

Das arme Mädchen, das den ungestümen Werber nie so erzürnt gesehen hatte, bemerkte, fast weinend, daß ein namen- und standesloser Mann wohl nicht anders bezeichnet werden könnte.

„Um Vergebung, tausendmal um Vergebung!“ versetzte der Blonde gutmüthig. „Was ich für ein närrischer Teufel bin; will, daß man in meinen Beruf verliebt sein soll und vergesse, ihn zu nennen. Ich bin Maler, mein Kind, ein Hofmaler obendrein, und, wie die Leute behaupten, ein guter Maler, und heiße Johann oder Hans von Aachen, wie sie mich allenthalben nennen. — Wie, und Du weinst fort, mein süßes Kind? Und hast kein Wörtchen des Trostes und der Hoffnung für mich?“

Die arme Sabine brach in der That erst jetzt in ein rechtes Weinen aus, zu dem die früheren Thränen nur ein geringes Vorspiel schienen.

Wieder mußte der Ellbogen in Bewegung gesetzt werden, um dem weinenden Mädchen eine Antwort abzuzwingen.

„Und ich sollte nicht untröstlich sein," sagte das Mädchen, die feuchten Augen zu dem Geliebten aufschlagend, „da ich jetzt deutlich sehe, daß Alles aus ist?"

„Es würde Euch also leid thun, wenn, wie Ihr saget, Alles aus wäre?"

Eine neue Thränenflut machte jede Antwort unnöthig.

„Nun," fuhr der Künstler fort, „nun segne ich erst den Tag recht und schwöre Euch, sofern noch ein Kaiserwort etwas gilt, das Nichts aus sein soll!"

„Aber meine Mutter kann die Künstler nicht leiden —"

„Was haben ihr die armen Jungen gethan?"

„O nichts, aber sie sagt, daß es lauter Habenichte seien, vor denen sich jedes ordentliche Frauenzimmer in Acht zu nehmen habe."

„Hm!" meinte Johann, „da hat Euere Mutter nicht so ganz Unrecht. Die Künstler besitzen in der Regel wirklich keine großen Reichthümer, lieben aber deßungeachtet die hübschen Mädchen."

„Das geht gut," versetzte Sabine, vom Schluchzen unterbrochen, „Ihr gebt meiner Mutter noch Recht auch!"

„Es beweist mir, daß Euere Mutter eine kluge Frau sein muß."

„Das sagen alle Leute."

„Ha!“ rief der Maler frohlockend aus, „also andere Leute sind der gleichen Meinung, desto besser; ich werde also eine kluge Dame zur Schwiegermutter bekommen.“

In dem Augenblicke sprach der Priester das übliche Ite missa est „~~Dominus vobiscum~~“ und die Messe war vorüber, die Leute drängten nach dem Ausgange und rießen das verliebte Paar mit sich.

„Teufel, Teufel!“ sagte der Maler, „die Messe ist schnell zu Ende gegangen!“

„Um Gotteswillen, was macht Ihr denn?“ verwies das sanfte Mädchen. „Redet meinetwegen vom Teufel, wenn Ihr es schon nicht besser könnt, außer der Kirche, aber nicht da, wo dieser Ausdruck am übelsten angebracht ist.“

„Verzeiht mir nur noch diesmal,“ versetzte der Künstler, „und Ihr werdet sehen, daß ich mich bessere!“

Das Mädchen lächelte und stand im Begriffe, an der Kirchenthüre Abschied zu nehmen, aber der Maler wollte davon nichts hören.

„Ich will,“ wendete er ein, „mit der klugen Frau sprechen, die keinen Künstler zum Schwiegersohne mag, und Sie soll in drei Teufels Namen ja sagen, so wahr ich Hans von Aachen heiße!“

„O, wenn Ihr mich in drei Teufels Namen zur

Ehe verlangt," versetzte das Mädchen schelmisch, „dann wird sie gewiß jedes Bedenken fahren lassen."

„Nur nicht gezürnt, meine liebste Anna, Ernestine, Josefa oder wie Ihr sonst heißt — schade, daß ich keinen Vater habe, der ein so namenloses Mädchen als Schwiegertochter ablehnen könnte."

Das aeme Mädchen versetzte dem übermüthigen Künstler einen kleinen Streich auf den Arm und sagte mit einem tiefen Knix, daß sie Sabine Hummel heiße, und „der Kupferschmied Caspar Hummel im steinernen Rössel" ihr Vater sei.

„Ach, mein Gott, warum nennt sich der würdige Vater nicht lieber Biene statt Hummel?" gab Hans von Aachen zur Antwort. „Wie unendlich viel lieber hätte ich Euch, mein emsiges Bienchen geheißen, als meine theuere Hummel; indeß sei ihm, wie ihm wolle, ich fürchte keinen Stachel, und darum vorwärts, mein Bräutchen!"

Mit diesen Worten trieb der Maler seine Geliebte an, und ließ sich in das Haus ihrer Eltern führen.

Wir wollen ihn auf der Schwelle verlassen und zwei anderen Damen in die Kirche folgen.

12.

Wir versprachen unseren Lesern, der wackeren Frau Hummel in die „Heinrichskirche“ und dem Dienstmädchen zu den „Kreuzherren“ zu folgen. Beginnen wir mit der Dame vom Hause. Katharina Brigitte erreichte das Portal der kleinen Kirche ohne Unfall. Die Messe hatte bereits ihren Anfang genommen und die Meisterin fand nur mehr in einem der hintersten Stühle, ganz an der Kirchenthüre Platz, sie schlug ihr dickleibiges Gebetbuch auf und versenkte sich in tiefe Andacht, aus welcher sie die Stirne eines Bettlers weckte, der sehr eindringlich um Almosen bat. Der Bettler war in allerlei Lumpen gehüllt, trug die Füße ganz nackt und hinkte an einem Krückenstock einher, über dem linken Auge lag eine schwarze Binde unterhalb welcher sich eine tiefe Schramme bis an das Kinn zog, wo sie sich in dem verworrenen Barthaar verlor. Die Züge des dicht bebarteten Ge-

sichtes übten unwillkürlich den Eindruck großer Verschmitztheit, welche mit Muth und seltener Körperkraft gepaart schien; Schade nur, daß diese kräftige Gestalt nun durch ein Fußübel gehindert wurde, aus all' den Eigenschaften, die sie so ganz zum Waffenhandwerk bestimmt zu haben schienen, Vortheil zu ziehen. Jener Eindruck ungewöhnlicher Verschmitztheit wurde noch durch eine ungewöhnliche Beweglichkeit des grünlich schillernden Augapfels, des einen noch übrigen Auges, und einen eigenthümlich spöttischen Zug um die Mundwinkel unterstützt. Katharina Brigitte entsann sich denselben Landstreicher schon den ganzen Morgen über, um das Haus herum lungern gesehen zu haben, sie griff dessen ungeachtet in die Tasche, welche sie an ihrem Gürtel trug, langte etwas kleine Münze hervor und reichte sie, ohne einen Blick von dem Buche zu wenden, dem Bettelmanne, dieser faßte aber zum nicht geringen Schreck der Meisterin die Hand der Geberin, schob ihr einen Zettel zu und eilte so rasch er konnte nach der Thüre.

Der Zettel enthielt die Warnung, daß kein Stein auf dem anderen, und kein Bewohner des Hauses zum steinernen Rössel am Leben bleiben solle, wenn der ketzerische Rebell nicht binnen zwölf Stunden in die Hände der Gerechtigkeit geliefert sein würde. Unter-

zeichnet war die sonst ganz correct abgefaßte Zuschrift mit den Worten: „Ein Freund.“

Der Schreiber konnte unmöglich mit dem Character der tapferen Meistersfrau bekannt gewesen sein, denn sie lächelte verächtlich, schob den Zettel in die Tasche und fuhr ruhig fort zu beten; der Bettler, welcher erwartet hatte, daß die Zuschrift eine ganz andere Wirkung hervorbringen würde, schlich vor der Kirchenthüre auf und ab und erwartete jeden Augenblick die würdige Frau aus der Kirche stürzen zu sehen. Da sich die Erwartung nicht erfüllte, gerieth er auf den Gedanken, daß ihr der gähe Schreck eine Ohnmacht zugezogen habe, und schlich sachte durch die halb offene Seitenpforte in das Kirchenschiff zurück, da sah er aber die gute Frau ruhig knieen und beten, als ob nichts vorgefallen wäre, er begab sich kopfschüttelnd auf seinen früheren Standort vor der Kirche und schritt, des Hinkens ganz vergessend, ungeduldig und den Knotenstock wie einen Degen schwenkend, auf und ab.

Als der Gottesdienst noch immer nicht enden wollte, zog er eine sehr dicke, plumpe, umfangreiche Sackuhr, ein sogenanntes Nürnberger-Ei aus der Tasche und brummte gewaltig als er bemerkte, daß die Zeiger auf halb eilf wiesen. In dem Augenblicke schlug auch die Uhr am Kirchthurme und die Messe war zu Ende.

Sofort nahm der Bettler wieder seine breßhafte Stellung an, zog den einen Unterfuß wieder in die Höhe, die Binde, die er über das linke Auge hinauf geschoben hatte, wieder zurecht, daß sie dasselbe vollkommen deckte, nahm die schmierige Mütze vom Kopf, der von wüstem struppigem Haar überwuchert war, und schlug das eine unverhüllte Auge zum Himmel empor, indem er scheinbar mechanisch und seine Mütze in der ausgestreckten Hand vor sich haltend, „Ein alter armer Krüppel bittet um ein Almosen" immer von Neuem wiederholte.

So muthig auch Katharina Brigitte war, so prallte sie doch zurück, als sie des Bettlers beim Hinausgehen aus der Kirche wieder ansichtig wurde. Endlich faßte sie jedoch Muth und schritt ohne ihn anzublicken, rasch vorüber. Ohne sich eigentlich über den Grund ihrer Aengstlichkeit Rechenschaft geben zu können, eilte sie doch hastig vorwärts; der Instinkt, der sie zur Eile trieb, betrog sie auch nicht, denn sie fühlte sich in dem Momente, als sie um die Ecke bog, um den „großen Ring" zu erreichen, am Arm gefaßt. Wieder war es der Bettler, der ihr lautlos auf Schritt und Tritt gefolgt war, die Bürgersfrau warf einen einzigen sorgenvollen Blick um sich, gewann aber rasch ihr Selbstvertrauen, da sie bemerkte, daß die Straße weder ein=

sam noch menschenleer war. Sie frug den Bettler drohend, was ihn noch einmal auf ihren Weg führe. Dieser ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern frug grinsend, ob sie den Zettel gelesen, den er ihr in die Hand gesteckt. Als die Frau bejahte und nun ihren Weg unbedingt fortsetzen wollte, vertrat ihr der Bettler den Weg und frug sie:

„Nun, habt Ihr Euch entschlossen?“

„Ja, Euch in's Gefängniß zu schicken,“ erwiederte die Bürgerin und machte Miene um Hülfe zu rufen.

In demselben Augenblicke versetzte ihr der Bettler einen so heftigen Stoß, daß sie besinnungslos auf das Plaster hinschlug. Der Fall der guten Frau zog die Aufmerksamkeit der Fußgänger auf sich, die sich beeilten ihr Beistand zu leisten, der Bettler benützte aber, wie es ohne Zweifel seine Absicht gewesen war, als er den gewaltigen Stoß führte, die Gelegenheit sich schleunigst zu entfernen. Auf seinen Rückzug stieß er noch in babylonischer Sprachenverwirrung die fürcherlichsten Flüche wälscher und deutscher Zunge aus.

Lassen wir die wackere Meisterin sich aufraffen und von einigen wohlwollenden Menschen unterstützt nach Hause wanken und begleiten wir lieber den sonderbaren Bettler, da er denselben Weg einschlägt, den kurz zuvor die Dienstmagd genommen. Der Weg führte allerdings

nicht nach der Kreuzherrenkirche, wohl aber nach dem Moldauufer. Hier stand ein behäbiger zierlich bekleideter Mann, der die Hände in den Beinkleidtaschen gesteckt hielt und mit einem sonntäglich geputzten Dienstmädchen im eifrigen Gespräche begriffen war. Es hatte den Anschein als ob seine Meinung auf Widerstand stieß und er sich nun alle erdenkliche Mühe gebe, die Magd von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen; so hätte es wenigstens Jedermann deuten müssen, der das beständige Kopfschütteln Christel's und die Anstrengung des dicken Herrn bemerkt hätte.

„Ich sage Euch," fuhr der Mann mit dem rosigen Antlitz und den Händen in der Hosentasche mit erhöhter Stimme fort, „ich sage Euch! bei der Försterei im Stern, Hochzeit und ein hübscher Mann, wenn Ihr nur ein wenig discret sein wollt."

„Ich glaube discret genug zu sein," erwiederte das Mädchen, „wenn ich gegen meine Herrschaft schweige."

„Darum handelt es sich ja nicht, redet, wenn es Euch besser ansteht, erzählt Euerem Herrn den ganzen Liebeshandel und ich wette hundert gegen Eins, daß er sich von der Zuneigung eines so hohen Herrn gegen so ein schnippiges Ding, wie seine Kindswärterin ist, höchst geehrt fühlen wird; was ich verlange ist, daß Ihr uns von Allem, was in Euerem Hause vorgeht, in Kenntniß

setzt, oder habt Ihr vielleicht Euerer Herrschaft einen Eid der Verschwiegenheit geleistet? Was soll's mit Euerem Verwundeten? Was g'denkt der Graf zu beginnen? Hätte er nicht Lust die Gnade Sr. Majestät in Anspruch zu nehmen? ich kenne Leute, die ihm um eine geringe, kaum nennenswerthe Summe vollkommen Verzeihung verschaffen würden. Sagt dem Grafen, daß Euch ein Mann bekannt sei, in dessen Macht es liegt, ihn mit dem Kaiser auszusöhnen, setzt aber hinzu, daß sein Kopf in Gefahr schwebt, wenn er sich lange besinnt, ja, daß es Leute gibt, die im Stande wären ihn mitten unter seinen Freunden aus dem Bett zu reißen und weiß Gott nach welchem finsteren Nest in's Gefängniß zu führen.

„Ihr könnt einfließen lassen, daß der kaiserliche Kammerdiener Lang — Ihr werdet den Namen behalten — daß Philipp Lang herzlichen Antheil nimmt, — ich würde Euch gerne etwas Schriftliches mitgeben, aber ihr könntet es verlieren“ — hier zögerte der kaiserliche Kammerdiener einen Augenblick unschlüssig, rieß aber dann plötzlich ein Stückchen Papier ohne Namensunterschrift aus seinem Taschenbuch heraus und sagte:

„Was thut's, kann doch Niemand beweisen, daß es von mir kömmt — da bringt dem Grafen diesen Zettel, ich weiß, der Graf ist nicht reich und deshalb habe

ich es billig gemacht. Da steht es," er bot dem Mädchen mit diesen Worten, ein mit fremder Schrift beschriebenes Papier, das nichts weiter, als einen Verkauf der Herrschaft „Wintirzow" enthielt.

Der wohlwollende Kammerdiener hatte nur die freundliche Absicht diese große Herrschaft um vier tausend Thaler an sich zu bringen und den fehlenden Kaufschilling durch sein Vorwort beim Kaiser zu ersetzen.

„Wenn," fuhr er fort, „der Handel durch Eure Vermittlung gelingt, seid ihr Försterin am Stern, wo nicht — nicht."

Das Dienstmädchen, das endlich zur Ueberzeugung gebracht war, daß in dem Ansinnen des Kammerdieners nichts Sträfliches liege, sagte zu.

Der Kammerdiener aber, der den Auftrag hatte das Mädchen ohne jede weitere Bedingung zur Försterin von Stern zu machen, knüpfte, wie wir gesehen, seinen Privatvortheil an das kaiserliche Gnadengeschenk.

Der Kammerdiener legte gerade den Finger an die Lippen, um dem Mädchen Stillschweigen zu empfehlen, als der Bettler auf dasselbe zuwankte.

Das Mädchen wich betroffen zurück und fand gerade noch so viele Zeit das Blatt in ihrem Busentuch zu verbergen.

Der Bettler schien betrunken, er taumelte aber=

mals auf das Mädchen zu, faßte es am Kinn und machte Miene sie zu küßen.

Die arme Dirne kreischte laut auf:

„Zu Hülfe, zu Hülfe!"

Der Kammerdiener glaubte mit dem Trunkenbold leicht fertig zu werden und holte in der That zu einem Faustschlag aus, den er dem Landstreicher in's Gesicht zu versetzen gedachte.

Der Bettler setzte sich nun seiner Seits ebenfalls in Bereitschaft, schob die Binde vom Auge zurück und entfernte einige Lumpen, welche einen integrirenden Bestandtheil seiner Kleidung bildeten. Durch diese Bewegung wurde ein fein gegliedertes Stahlhemd sichtbar, welches der Landstreicher unter seinen Lumpen trug.

Als er das Erstaunen des Kammerdieners bemerkte, der die erhobene Hand langsam senkte, rief er ihm mit wildem Gelächter zu:

„Ei warum schlägst Du denn nicht, schuftiger Bursche? oder hält Dein Muth nur gegen wehrlose Bettler Stand?" Dann wandte er sich furchtlos an das Mädchen, strich ihr über die Wange und sagte:

„Sie zimperliches Ding wird doch schon mehr als einen Schnautzbart an ihren Lippen gefühlt haben.

„He, habe ich nicht recht?"

Lang hätte nun für sein Leben gern geantwortet:

„Ja aber einen kaiserlichen," doch besann er sich und sagte geringschätzig:

„Schade, daß die kaiserliche Armee aus solchen Elementen besteht."

„Was versteht ihr unter Eueren Elementen Ihr verfluchter Galgenschwengel."

Herr Lang zuckte verächtlich die Achseln und versetzte mit scheinbar großer Gemüthsruhe:

„Ich werde über Euer Benehmen Klage führen, guter Freund!"

„Bei wem werdet Ihr klagen?"

„Bei Euerem Vorgesetzten, mein Lieber."

„Worüber werdet Ihr klagen?"

„Daß Einer seiner Leute — denn ich glaube fest, daß Ihr dazu gehört, in unwürdiger Vermummung herumstreicht und ehrlichen Bürgern lästig fällt."

„So das wolltet Ihr?"

„Beim Leibe Christi ich gehe geradenwegs zum Obrist."

„Zu welchem Obrist?"

„Zum Teufel mit Eueren Fragen, ich werde mit dem Ramée sprechen. — Ach, jetzt schlägt Euch das Herz, — ja der brave Obrist Ramée weiß, wo für Eueres Gleichen der Hanf gedreht wird."

„Immer besser Ihr wollt Euch bei Ramée beschweren?“

„Ja ich will, und der Ramée wird Euch hängen lassen.“

„Nun der Ramée steht vor Euch, Kerl, wie er leibt und lebt.“

„Ihr der Ramée! das macht mich lachen.“

„Lacht so viel ihr wollt, das Weinen wird seiner Zeit von selbst an die Tagesordnung kommen und jetzt, was steckte Euch der Lümmel für ein abscheuliches Gekritzel zu?“

Der Kammerdiener blinzelte und zwinkerte vergeblich mit den kleinen grauen Augen, Ramée der nicht blöde war, zog, ehe noch das Mädchen an seine Vertheidigung denken konnte, den Kaufvertrag aus dem Busentuch, in welchen Christel das Papier verborgen hatte. „Nicht übel“ bemerkte der Soldat nachdem er das unterzeichnete Document durchlesen hatte, „Ihr conspirirt mit dem Feinde Eueres Herrn.

„Wir wollen eine neue Art Galgen erfinden, um Euch eine Klafter höher hängen zu können, als jeden kleineren Schuften, und jetzt vorwärts!“ Der verkappte Bettler zog ein silbernes Pfeifchen und that einen schrillen Pfiff. Auf dieses Zeichen nahte sich augenblicklich ein

Kahn, welcher hinter einem Weidengebüsche verborgen gelegen war.

Zwei militärisch aussehende und wohlbewaffnete Männer lenkten das Fahrzeug und legten unmittelbar an der Stelle an, wo sich die handelnden Personen dieser Scene befanden.

Zum Schreck und Erstaunen des Kammerdieners wurde der Bettler als Obrist bewillkommt.

Ramée trieb den furchtsamen Lang, seinen Rücken mit dem Degengriff tüchtig bearbeitend, in den Kahn und stieß ihm auch das Mädchen in das Fahrzeug nach.

Endlich sprang er selbst in das Schiff, so daß der Kahn in Gefahr gerieth umzustürzen und lachte höhnisch, als er das Wehgeschrei der unfreiwilligen Deckgäste vernahm.

Hätte er den tückischen Blick bemerkt, welchen Lang nach ihm schoß, vielleicht hätte er gedacht, daß es Menschen gibt, die man entweder nicht beleidigen oder vollends tödten muß, wenn man sich nicht schlimmen Folgen aussetzen will.

Der Obrist, der seines Bettleraufzuges müde war, nahm sich nicht die Zeit zu physiognomischen Beobachtungen und empfahl den Schiffleuten nur rasch an das rechte Moldauufer hinüber zu rudern.

In der That erwartete man den Obrist jenseits mit banger Ungeduld. Man wußte auf der Kleinseite bereits, daß die Altstädter die Uebergabe verweigert hatten, und erwartete nur mehr einen Glücksfall von Ramée's Sendung.

Als der Erzherzog, welcher von seinen Räthen und vornehmsten Hauptleuten umgeben, am Ufer hielt, wo er eine Batterie errichten ließ, des Obristen ansichtig wurde, der den kaiserlichen Kammerdiener und das Dienstmädchen im Gefolge hatte, brach er in ein spöttisches Gelächter aus, das aber bald einer ernsteren Stimmung Platz machte, als er bemerkte, daß die beiden Leute von dem Obristen wie Gefangene behandelt wurden. Was er sich selbst gegen seines Vetters Liebling erlaubte, das sah er wohl ein, durfte sich kein Unterthan, und wenn es der erste Edelmann Böhmens wäre, gestatten. Der Haß, welcher sich in den Gesichtszügen des Kammerdieners abspiegelte, überzeugte ihn auch sogleich, daß hier ein großer Mißgriff begangen worden sei.

Als ihm daher der Obrist den Kammerdiener als einen Ueberläufer und Verschwörer darstellte, und Lust zeigte, ihn an Ort und Stelle aufzuknüpfen, da runzelte Leopold seine Stirne mehr denn je, und sagte zu sich selbst:

„Ja, hängen soll Einer, wenn auch nicht gleich und wenn auch nicht der Kammerdiener Sr. Majestät!“

Gleich darauf nahm das Gesicht des Kirchenfürsten den Ausdruck gnädiger Herablassung an; er sagte zu dem Kammerdiener: „Philipp! vergib dem Obrist den militärischen Schabernack, den er Dir spielte, ich will es, und Ihr, lieber Obrist Ramée,“ — dieß sprach er noch immer gnädig, aber doch so, daß der Officier über die eigentliche Meinung Sr. Durchlaucht nicht in Zweifel bleiben konnte, — „und Ihr wählt Euch künftig andere Gegenstände Euerer Narrenpossen.“

Der Obrist wollte etwas erwiedern, aber Leopold wehrte jeden Widerspruch durch eine Handbewegung ab; das erzürnte den leicht erregbaren Mann noch mehr, er rief mit vor Wuth bebender Stimme:

„So möge Euere Durchlaucht wenigstens Ihren eigenen Augen trauen,“ und wollte dem Erzherzoge das Verkaufsinstrument überreichen; Leopold frug aber unwillig, was das für ein Papier sei, und auf die Erklärung, daß es Lang dem Dienstmädchen eingehändigt hatte, nahm der Erzherzog das Document aus den Händen des Obrist's, aber nur um es dem Kammerdiener ungelesen wieder zuzustellen. Lang ließ einen einzigen Blick auf seinen Gegner fallen, es war dies aber ein Blick des rücksichtslosesten Triumphes, ein Blick des

Hasses, welcher eine ganze Kriegserklärung sammt der feierlichen Zusage raschester Vergeltung enthielt. Ramée, welcher nicht eben so gut wie der Erzherzog die Bedeutung des kaiserlichen Kammerdieners zu würdigen verstand, hatte keinen Schlüssel sich die Handlungsweise seines Herrn und Meisters zu erklären; er vergalt daher Haß mit Haß, und hoffte, die Stunde würde ohne Zweifel erscheinen, wo er seinen Lieblingsgedanken, Herrn Lang auf einem Galgen von außerordentlicher Höhe baumeln zu sehen, ausführen werde können.

Der Kammerdiener leistete seufzend auf seinen so vortrefflich eingeleiteten Plan, des Grafen Thurn Grundbesitz seinem eigenen Vermögen zu annexiren, Verzicht, und hieß das Dienstmädchen, indem er sich das Ansehen gewaltiger Großmuth zu geben nicht versäumte, von dem Försterhause zu Stern Besitz nehmen, dann benützte er die angelegentliche Unterhaltung des Erzherzogs mit seinen Räthen sich davon zu schleichen und sogleich zum Kaiser zu begeben. Die Wirkung seiner Unterredung mit dem Monarchen ließ nicht lange auf sich warten.

Der Erzherzog und das Passauer Kriegsvolk harrten, nachdem die Altstadt die Unterwerfung geweigert, ungeduldig des kaiserlichen Befehles zum Angriff. Leopold hatte die verschiedenen Truppenführer ausdrücklich zu dem Ende versammelt, um die letzten Anordnun-

gen zur Bestürmung der Altstadt zu treffen. Kaiser Rudolph hätte vielleicht in die von dem Erzherzoge dringend empfohlene Gewaltthat gewilligt, wenn nicht der allvermögende Kammerdiener seinen Herrn auf andere Gedanken gebracht hätte, und so verstrich denn auch die Zeit zum Handeln.

Hätte der Kaiser oder Erzherzog Leopold bemerken können, was sich um dieselbe Zeit am Altstädter Thor, von welchem die Straße nach Wien führte, begab, sie würden vermuthlich der unseligen Zauderpolitik ein Ende gemacht haben. Ein vierzehnjähriger Bursche wurde zur selben Stunde auf ein gutes Pferd gesetzt, mit Geld hinreichend versehen, und mit freundlichen Worten und großen Versprechungen aufgemuntert. Der Bursche war bloßfüssig und hatte das Beinkleid bis zum Knie aufgestreckt, unter dem Arm trug er ein zusammengeschnürtes schmutziges Paar Stiefel, sonst nichts, nicht einmal eine Kappe. Der Bursche ritt das Pferd augenscheinlich von der Schwemme zurück, so mußte Jeder urtheilen, der weder die volle Börse noch auch die Stiefelröhren des Troßbuben näher untersucht hatte. Die schmutzigen, abgetretenen Stiefel enthielten in ihrem Dunkel sehr reines, weißes Papier verborgen, welches seinerseits eine höchst interessante Zuschrift an den König von Ungarn enthielt, und noch viel interessantere Namensunterferti=

gungen an sich trug. Da konnte man die Unterschrift des kaiserlichen Obersthofmeisters Carl Liechtenstein, der Grafen: Fürstenberg, Thurn, Waldstein, Kinsky, Czernin, Rosenberg, Lobkowitz, Hassenstein, Wartenberg, Schlick, Kolowrat, der Puppa, Berka, Smirczicky, Ranpowa, Kaplircz, Berbisdorf, Ottendorf, kurz der reichsten und mächtigsten böhmischen Cavaliere lesen. Und der Inhalt selbst? Der König von Ungarn wurde darin um Beistand und Hülfe gegen das Passauer Kriegsvolk, welches sein künftiges Erbe, das Königreich Böhmen und Prag selbst mit völligem Ruin bedrohe, angeflehet. König Mathias wurde aufgefordert, keinen Augenblick zu säumen, da die Armee des Erzherzogs eine gegen ihn gerichtete beständige Drohung sei, welche, wenn er, der König, nicht zuvorkomme, sich noch zum Schaden des ganzen erlauchteten Erzhauses verwirklichen dürfte.

Mit dieser Zuschrift im Stiefel ritt Jan Kafka wohlgemuth und unangefochten durch die herumschwärmenden Reiter des Passauer Volkes, welche die Communication der Altstadt mit dem flachen Lande verhindern sollten.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Lutschansky u. Spitzer.